

THEA
HARRISON



DIE STIMME DER JÄGERIN

LYX
EGMONT

digital

THEA HARRISON

DIE STIMME DER JÄGERIN

*Ins Deutsche übertragen
von Cornelia Röser*

 LYX
EGMONT

Zu diesem Buch

Als Claudia Hunter auf dem Weg durch die Wüste Nevadas einen halbtoten Hund am Straßenrand bemerkt, wird ihr schnell klar, dass hier etwas nicht stimmen kann. Luis ist kein Hund, sondern ein Wyr. Zu verletzt, um seine Gestalt zu verändern, ist er jedoch leichte Beute für seine Verfolger. Claudia ist die Einzige, die ihm helfen kann, aber ist sie auch bereit, sich selbst in solch große Gefahr zu begeben?

*Für meine Lektorin Heather, für Amy
und für meine fabelhafte Cover-
Künstlerin Angela Waters. Ich danke
 euch für euer meisterhaftes Können,
 euer Talent und eure harte Arbeit.
 Und ganz besonders danke ich euch,
 meinen Lesern.*

1

Die Tiefen

Claudia hatte nicht erkannt, dass es sich bei dem beträchtlichen Hügel auf dem Seitenstreifen des Highways um ein Lebewesen handelte. Nicht auf Anhieb.

Mit fast hundertachtzig Stundenkilometern fuhr sie auf der I-80W durch ein einsames Stück Nevada. Die Weiten der Wüste waren mit Flecken in Lindgrün, silbrigem Sandbraun, Gold und Beige übersät und

von dunklen, schneebedeckten Bergen umringt. Der Himmel spiegelte das Land in riesigen Schwaden silbern umrandeter Wolken. Die windgepeitschte Stille war gewaltig, brutale Hitze strahlte von der durchdringend gelblichweißen Nachmittagssonne herab und stieg brodelnd vom Straßenbelag auf. Angeblich trafen sich in den Wüstenregionen der Erde die Dschinn zum Tanz.

Später hätte sie nicht mehr erklären können, warum sie angehalten hatte, um sich die Sache anzusehen. Sie war einfach einem Impuls gefolgt, auf die

Bremse gestiegen und hatte gewendet. Auf dem Highway waren keine anderen Fahrzeuge zu sehen, sie war das einzige Lebewesen weit und breit. Jedenfalls dachte sie das.

Claudias 1984er BMW kam neben der Erhebung zum Stehen. Beim näheren Hinsehen wurde ihr schwer ums Herz. Es war ein Hund, ein ungewöhnlich großer. Auch wenn sie sich mit Rassen nicht auskannte, war sie sicher, dass es sich um eine Haushund-Art handeln musste. Ein Wolf oder Kojote war es gewiss nicht. Der leblose Körper war muskulös, er hatte eine breite, kräftige

Brust, einen langen, schweren und dennoch eleganten Knochenbau und einen stattlichen, wohlproportionierten Kopf. Der Hund hatte entsetzliche Verletzungen erlitten. Sein Hals war dick angeschwollen, sein dunkelbraunes und schwarzes Fell mit großen Schürfwunden übersät.

Claudia fragte sich, was er hier mitten in der Wüste machte. Hatte ihn jemand angefahren, oder war er ungesichert auf der Ladefläche eines Transporters mitgefahren und herausgefallen? Womöglich beides. Sie hoffte, dass er schnell gestorben war.

Eine seiner riesigen Vorderpfoten zuckte.

Noch bevor ihr Gehirn kapierte, was ihr Körper tat, ramnte sie den Schalthebel des BMW in die Parkposition und griff nach ihrer Wasserflasche. Als sie aus dem Wagen stürzte, fiel die Abschirmung, die sie so mühsam aufgebaut hatte, von ihr ab. Sie durchschritt eine unsichtbare Barriere, um ganz in ihre Umgebung einzutauchen und mit ihr in Kontakt zu treten.

Neben dem Hund fiel sie auf die Knie. Von wegen »ungewöhnlich groß« – er war riesig. Sie wusste zwar nur

wenig über Hunde, aber doch so viel, dass nur wenige Rassen eine solche Größe erreichten. Er war größer als ein Deutscher Schäferhund und zu schwer für eine Dänische Dogge, also musste es sich um eine andere Doggenart handeln. Verdammt, er war nicht nur am Leben, es sah sogar aus, als wäre er bei Bewusstsein. Sein keuchender Atem ging schnell und flach, die Zunge hing ihm aus dem offenen Maul. Die Augen hatte er geschlossen, und die Muskeln im Bereich der Augenhöhlen waren vor Schmerzen angespannt.

»Gütiger Himmel.« Der Wind, der

über die kilometerweite Einsamkeit hinwegfegte, riss ihr die Worte von den Lippen und trug sie davon.

Vorsichtig schob sie dem Hund eine Hand unter den Kopf, hob ihn an und versuchte ihm ein wenig Wasser ins Maul zu träufeln. Er hatte gefährliche Beißerchen – kräftige weiße Zähne, so lang wie ihre Finger. Es war schwierig zu sagen, ob er das Wasser überhaupt bemerkte. Sie glaubte es nicht.

Claudia war ein wenig größer als die Durchschnittsfrau und wog zwischen siebzig und zweiundsiebzig Kilo. Der Hund war sicherlich um die Hälfte

schwerer als sie, vielleicht hundert oder hundertzehn Kilo. Eine normale Menschenfrau hätte keine Chance gehabt, ein solches Gewicht auf den Rücksitz ihres Wagens zu hieven. Aber Claudia war keine normale Menschenfrau.

Sie besaß magische Energie, die sich in Form einer telekinetischen Gabe manifestierte, aber es war nur ein kleiner Funke, weshalb sie das, worauf sie diese Gabe anwenden wollte, stets berühren musste. Wenn jemand dicht genug bei ihr stand, brachte sie ein bisschen Telepathie zustande, und vielleicht reichte dieser Funke aus, um

ein Anderland zu betreten – einen jener Orte voller Magie, die sich bei der Entstehung der Erde gebildet hatten, als Raum und Zeit Falten geworfen hatten. Vielleicht – vielleicht aber auch nicht. Sie wusste es nicht und hatte es nie ausprobiert.

In Sachen Telekinese war ihre magische Energie oder Begabung nicht besonders ausgeprägt, aber sie ermöglichte ihr ein paar ganz interessante Dinge. Zum einen könnte sie ihre körperliche Kraft steigern, sodass sie den Hund vielleicht auf den Rücksitz heben konnte. Allerdings waren seine

Verletzungen so schwer, dass sie ihn bei dem Versuch wahrscheinlich umbringen würde.

Sie dachte an ihre 40er Glock. Die Pistole lag im Kofferraum, zusammen mit ihrem Koffer und der Campingausrüstung. Sie kannte die Wirkung einer gut gezielten Kugel, im Guten wie im Schlechten. *Ein Schuss, ein Toter*, wie der Scharfschütze in ihrer Einheit zu sagen gepflegt hatte. In diesem Fall wäre es ein Akt der Gnade gewesen, den Hund von seinem Elend zu erlösen. Der Tod konnte nur besser sein als dieses langsame, einsame

Dahinsiechen in der Wüste.

Ja, vielleicht wäre es das Gnädigste gewesen, ihn zu erschießen, und doch wehrte sich alles in ihr gegen diesen Gedanken. Sie schob den Unterkiefer vor. Wenn das Tier nicht starb, würde sie dafür sorgen, dass es ... mit einem scharfen Blick stellte sie fest, dass der Hund männlich und unkastriert war. Es war ein *Er*. Sie würde dafür sorgen, dass *er* Hilfe bekam.

Nachdem sie diese Entscheidung getroffen hatte, handelte sie schnell. Sie durchwühlte ihre Segeltuchtaschen mit den Campingutensilien im Kofferraum,

bis sie die Bodenplane fand. Diese faltete sie so zusammen, dass der Hund darauf liegen konnte und noch genug Platz blieb, um die Ecken anzufassen. Dann legte sie die Plane neben dem Hund auf den Boden.

Die nächsten zehn Minuten kamen ihr vor wie ein zweijähriger Kampfeinsatz. Die Qualen des Hundes waren wie ein Schwerefeld, das sie an sein Leid kettete. In winzigen, stechenden Körnchen peitschte ihr der Wind sengend heißen, weißen Sand ins Gesicht und auf die nackten Arme. An den Wundrändern hatte der Sand eine

Kruste gebildet, doch als Claudia den Hund bewegte, öffneten sich die Wunden wieder. Leuchtend rotes Blut trat hervor und troff über die hellen Elfenbein- und Goldtöne des verkrusteten Sands. Normalerweise sahen diese beiden Farben wunderschön nebeneinander aus.

Mit wahllosen aufmunternden Worten redete sie auf den Hund ein und trainierte ihr umfangreiches Vokabular an Schimpfwörtern, während sie ihre Bein- und Rückenmuskulatur sowie ihre Telekinese bis an die Schmerzgrenze belastete. Endlich schaffte sie es, ihn auf die Plane und dann auf den Rücksitz zu

schieben.

Im schlimmsten Moment öffnete der Hund die Augen und sah sie an. Die Intelligenz und der grelle Schmerz in seinem Blick bohrten sich wie Speere in Claudias Herz. Als sie endlich wieder auf den Fahrersitz sank, musste sie sich die Hände abwischen und die Augen reiben, bevor sie wieder klar genug sehen konnte, um den Motor anzulassen.

Der Hund war nicht gestorben.

Keine zwei Minuten später tauchte hinter ihr mit Blaulicht ein Streifenwagen der County Patrol auf.

Claudia hielt am Straßenrand an, ließ das Fenster herunter und schob sich ihre Ray-Ban in die Haare, während sie einen grauhaarigen Mann in einer kurzärmligen braunen Uniform auf ihren Wagen zukommen sah. Gute Laune und Freundlichkeit hatten ihre Spuren in seinem scharf geschnittenen, lächelnden Gesicht hinterlassen. Mit einer Hand stützte er sich auf ihrer Tür ab.

»Sie haben da einen ziemlich gut gepflegten Motor unter der Haube«, sagte er. »Ich habe Sie mit zweihundert Sachen erwischt.«

Sie reichte ihm ihren New Yorker

Führerschein und die Fahrzeugpapiere. Das Foto auf dem Führerschein zeigte eine hagere, sportliche, vierzigjährige Frau mit glatten, aschblonden, schulterlangen Haaren, grünen Augen, eleganten Gesichtszügen und einer leicht schiefen Nase, die sie sich damals in Kandahar gebrochen hatte. Der Blick des Mannes wanderte von dem Führerschein zu ihrem Gesicht.

Sie sagte: »Wie Sie sehen, bin ich nicht aus dieser Gegend, und ich habe einen schwer verletzten Hund auf dem Rücksitz. Können Sie mir sagen, wie ich zur nächsten Tierklinik oder zum

nächsten Tierarzt komme? Oder noch besser, können Sie vorausfahren und den Strafzettel anschließend ausstellen?«

Mit flinken dunklen Augen sah der Mann auf den Rücksitz. Claudia konnte eine Veränderung in seinem Gesichtsausdruck beobachten. »Gehört das Tier Ihnen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Hab ihn vor ein paar Kilometern am Straßenrand gefunden.«

Er blickte auf ihr schmutz- und blutverschmiertes T-Shirt und die Cargo-Hose. »Haben Sie ihn allein in den Wagen gekriegt?«

»Ja.«

»Wie haben Sie das geschafft?«

Die Haut um ihre Lippen spannte sich. »Adrenalin, schätze ich.«

Mit ernstem Blick sah er ihr in die Augen. »Vielleicht wäre es am humansten, wenn ich ihn erschieße.«

Er hatte die Hand schon auf die Waffe gelegt. Etwas in Claudia wurde kalt und starr. Ihre Hände krampften sich um das Lenkrad. Rückblickend war es eine dumme Idee gewesen, ihre Waffe im Kofferraum zu verstauen.

»Vielleicht.« Sie achtete darauf, dass ihre Stimme sanft und gleichmäßig klang.

»Der Gedanke war mir auch schon gekommen. Aber das wäre nicht fair. Er hat viel durchgemacht, um es bis hierher zu schaffen. Und obwohl er wach war, als ich ihn in den Wagen gehievt habe, hat er mich nicht gebissen. Ich will ihm eine faire Chance geben. Sagen Sie nicht, dass es im Umkreis von hundertfünfzig Kilometern keinen Tierarzt gibt.«

Unsichtbar wie eine Hitzewelle, die vom Asphalt aufstieg, hing die Entscheidung zwischen ihnen in der Luft. Claudia ließ die linke Hand auf ihren Oberschenkel sinken und ballte sie zur

Faust, als sie registrierte, dass seine Hand noch immer an seiner Pistole lag.

Der Polizist steckte ihren Führerschein und die Fahrzeugpapiere in die Brusttasche seines Hemds und richtete sich auf. »Es gibt einen Tierarzt in der Nähe. Folgen Sie mir.«

Und so bekamen Claudia und der Hund eine Polizeieskorte nach Nirvana, ein Städtchen in Nevada mit 1611 Einwohnern.

Der Ort lag in den Ausläufern eines kleinen Gebirgszugs, die Straßen waren in einem schlichten Nord-Süd- und Ost-West-Gitter angelegt. In geringem

Abstand folgte Claudia dem Streifenwagen des Sheriffs, der zügig durch die Straßen der ruhigen Wohnviertel fuhr, bis er vor einem Einfamilienhaus anhielt. Das eingeschossige Gebäude hatte eine windgeschützte Veranda an der Westseite, und in der Auffahrt parkte ein staubiger Dodge-Ram-Pickup.

Claudia schätzte den Sheriff auf Mitte bis Ende fünfzig, aber er war ein durchtrainierter Mann und konnte sich flink bewegen, wenn es die Situation erforderte. Während sie noch hinter ihm einparkte, war er schon aus dem

Streifenwagen gestiegen und kam auf ihren BMW zu.

Wieder schob sie sich die Sonnenbrille auf den Kopf und öffnete die Tür, um ebenfalls auszusteigen. Beide betrachteten den furchtbaren Anblick auf dem Rücksitz.

Der Sheriff holte tief Luft. Seinem Namensschild zufolge hieß er Rodriguez. »Wir sollten den Tierarzt wirklich bitten, ihn einzuschläfern. Eine kurze Injektion, und er hätte keine Schmerzen mehr.«

Sie setzte eine unverbindliche Miene auf und nickte. »Er hat es bis hierher

geschafft«, sagte sie. »Deshalb bin ich dagegen. Können Sie ein Ende der Plane festhalten, während ich ihn herausziehe?«

Er seufzte und nickte. Gemeinsam benutzten sie die Plane als Trage und trugen den Hund zum Haus. Unterwegs hob Claudia den Blick. Während sie die Autos abgestellt hatten, war ein Mann vors Haus getreten und hielt ihnen jetzt die Fliegengittertür auf. Beim Näherkommen sah sie sein verwittertes Gesicht unter einem nicht weniger verwitterten Cowboyhut. Er war mindestens zehn Jahre älter als der

Sheriff. Unter seinem Cowboyhut lugten weiße Haarbüschel hervor.

Der Mann sagte zu Rodriguez:
»Küchentisch.«

Der Sheriff atmete hörbar aus und nickte. Sie gingen ins Haus und durchquerten ein Wohnzimmer mit großen, abgenutzten Möbeln und Bücherstapeln. Durch einen kurzen Flur gelangten sie in die Küche mit einer Reihe alter Kühlschränke, weiß gestrichenen Schränken, zerkratzten Resopal-Arbeitsflächen und einem abgenutzten Linoleumboden. Als Claudia bemerkte, dass der Boden unter ihren

Füßen abschüssig war, sah sie nach unten und entdeckte in der Nähe der Hintertür einen metallenen Abfluss. Die Küche roch durchdringend nach Desinfektionsmitteln. Wahrscheinlich war es hier vollkommen sauber, wie der Geruch vermuten ließ, trotzdem wäre ihr ganz und gar nicht wohl dabei gewesen, hier eine Einladung zum Essen anzunehmen.

Der Küchentisch war aus Metall, zu seinen beiden Seiten standen Picknickbänke und jeweils ein Stuhl am Kopf- und Fußende. Nachdem Claudia und der Sheriff den Hund auf dem Tisch

abgelegt hatten, schob sich der Mann mit dem Cowboyhut an ihnen vorbei. Sein ramponiertes Gesicht nahm konzentrierte Züge an. Während er ein paar Latexhandschuhe aus einer Schublade nahm, sagte er: »Bring die Bänke und Stühle in den Flur, John.«

»Wird gemacht.«

Claudia wich in eine Ecke zurück, als der Mann die Möbel aus dem Weg schleifte.

Ohne den Sheriff aus den Augen zu lassen, sagte sie zu dem Cowboyhut: »Er ist mein Hund. Ich werde die Tierarztrechnung bezahlen, und ich

möchte, dass Sie alles in Ihrer Macht Stehende tun, um ihn zu retten.«

Rodriguez hielt inne. Sein Zögern dauerte nur einen Herzschlag und wäre Claudia entgangen, hätte sie ihn nicht beobachtet.

Sie wandte sich wider dem Cowboyhut zu, der die buschigen weißen Brauen hochgezogen hatte.

Während Rodriguez die letzte Bank beiseite räumte, sagte er: »Das ist Dr. Dan Jackson. Er ist der einzige Tierarzt im Umkreis von hundert Kilometern.«

»Immer wieder standen die Leute mit ihren verletzten Tieren vor meiner Tür,

bis ich es vor sieben Jahren aufgegeben habe, mich zur Ruhe setzen zu wollen.«

»Dan, das ist Claudia Hunter. Sie sagt, sie hätte den Hund an der I-80 gefunden.«

Jetzt war es an ihr, die Brauen hochzuziehen. Rodriguez brauchte ihren Führerschein nicht einmal aus der Tasche zu ziehen, um dem anderen Mann ihren Namen zu nennen. Das sprach dafür, dass er gut aufpasste. Der Tierarzt schloss den Schrank auf und nahm einige Ampullen mit einer klaren Flüssigkeit sowie eine Spritze heraus.

Claudia setzte sich in Bewegung. Als

sich der Tierarzt umdrehte, stand sie zwischen ihm und dem Tisch. Mit klarem Blick sah sie ihm in die scharfen, prüfenden Augen. »Es spielt keine Rolle, dass mir der Hund noch nicht lange gehört.« Sie blickte auf die Ampullen in den knorrigen Händen des Mannes und wiederholte: »Ich möchte, dass Sie alles in Ihrer Macht Stehende tun, um ihm zu helfen.«

Jackson zeigte ihr, was er in der Hand hielt, und drehte die Ampullen so, dass sie die roten Etiketten lesen konnte. Er sagte: »Ihr neuer Hund muss betäubt werden, damit ich ihn behandeln kann.

Ich werde ihn mit einer Kombination aus Valium und Ketamin sedieren, damit ich einen Beatmungstubus einführen und ihm das Narkosegas Isofluran verabreichen kann. Dann werde ich versuchen, ihm das Leben zu retten. Ist das für Sie akzeptabel?«

»Ja«, sagte sie.

»Dann gehen Sie mir verdammt noch mal aus dem Weg«, sagte er.

Sie trat zurück und beobachtete genau, wie er die Injektionen setzte. Vielleicht war es nur Einbildung, aber der Hund schien sich beinahe augenblicklich zu entspannen und

leichter zu atmen. Der Tierarzt warf ihr einen finsternen Blick zu. »Und verschwinden Sie verdammt noch mal aus meiner Küche.«

»Ich möchte helfen.«

Mit schnellen Bewegungen führte Jackson einen Tubus in die Kehle des Hundes ein. »Sind Sie Tierarzhelferin?«

»Nein«, sagte sie.

»Rettungssanitäterin?

Krankenschwester? Verflucht, irgendwas, das hier nützlich sein könnte?«

»Meine Einheit wurde in Afghanistan mehrmals beschossen«, sagte sie.

»Einmal hatten wir es mit den Folgen einer Sprengfalle am Straßenrand zu tun. Ich habe mehr Wunden triagiert, als mir lieb ist, und manche davon waren hässlich. Ich habe noch nie ein Tier verbunden und keine medizinische Ausbildung, aber wenn Sie ein zusätzliches Paar ruhiger Hände gebrauchen können und jemanden, der beim Anblick von Blut nicht in Ohnmacht fällt, kann ich damit dienen.«

Jackson schnaubte, ohne von seiner Arbeit aufzusehen, doch einen Augenblick später sagte er: »Schnappen Sie sich ein Paar Handschuhe. Oberste

Schublade links von Ihnen.«

Sie öffnete die Schublade, nahm ein Paar Latexhandschuhe heraus und zog sie an.

Rodriguez hatte die Arme vor der Brust verschränkt, während er ihr Gespräch mit anhörte. Aus seiner anfänglich freundlichen Miene war ein düsteres Stirnrunzeln geworden. »Ist das nicht gegen das Gesetz, Dan? Du könntest deine Approbation verlieren.«

»Sei nicht albern«, sagte der Tierarzt. »Ich lasse sie ja nichts Chirurgisches mit dem Tier machen, und du bist nicht von der Tierärztekammer.

Es ist nur ein zusätzliches Paar ruhiger Hände, wie sie gesagt hat. Apropos, halten Sie das mal kurz.« Er hielt ihr ein Instrument hin.

Interessiert betrachtete sie es. Es schien eine Art Skalpell zu sein – schön scharf an einem Ende. Das würde eine gute Nahkampfwaffe abgeben.

»Ich habe ein paar Fragen an Sie«, sagte Rodriguez zu ihr.

»Dann fragen Sie«, erwiderte Claudia. Ihr Gewicht auf den Fußballen balancierend und den Blick auf den Tierarzt gerichtet, hielt sie das Instrument in einer Hand und wendete es

einmal zwischen den Fingern. Und noch einmal.

Sie ließ das Instrument in der Hand kreisen, woraufhin Jackson ihr einen Seitenblick zuwarf und gereizt sagte: »Lassen Sie das.«

Sie hörte auf, blieb ruhig stehen und sah ihm dabei zu, wie er das Tier untersuchte. Als er den geschwollenen Hals des Hundes betastete, nahm sein Gesicht einen angespannten Ausdruck an. Er streckte die Hand aus, und sie reichte ihm das Instrument. »Er hat noch einen Strick um den Hals«, sagte er. »Ich brauche Ihre Finger hier. Halten Sie das

Fleisch zurück, damit ich das Seil durchschneiden kann.«

»Scheiße.« Sie beugte sich vor und zog das geschwollene, aufgescheuerte Fleisch so gut sie konnte auseinander.

»Können Sie mich zu der Stelle bringen, an der Sie den Hund gefunden haben?«, fragte Rodriguez.

»Nein«, sagte sie.

»Das kam ziemlich vorschnell«, gab der Sheriff zurück. »Haben Sie überhaupt über die Antwort nachgedacht?«

»Ich komme aus New York«, sagte sie angespannt und durchbohrte den

Sheriff mit einem scharfen Blick. »Ich kenne mich hier nicht aus. Die Wüste sieht für mich überall gleich aus, und ich habe nicht darauf geachtet, wo ich war, als ich mich entschied, anzuhalten, um mir den Haufen am Straßenrand näher anzusehen.«

»Erst haben Sie gesagt, Sie hätten den Hund gefunden«, sagte Rodriguez. »Dann sagen Sie, er gehört Ihnen. Tierquälerei ist gegen das Gesetz.«

»Um Himmels Willen, John!«, schnauzte Jackson.

»Irgendwas an ihrer Geschichte passt nicht zusammen«, sagte Rodrigues mit

harter Stimme. »Verdammt, sie kann einen Hund von dieser Größe und diesem Gewicht unmöglich ganz allein in ihren Wagen bekommen haben.«

Sie schob den Unterkiefer vor. Sollte sie dem Sheriff von ihrer Telekinese erzählen? Nachdem sie die jüngsten Ereignisse noch einmal überdacht hatte, blieb sie bei ihrer ursprünglichen Intuition und schwieg.

Der Tierarzt sagte: »Dieser Hund wurde hinter einem Auto hergeschleift, bis das Seil gerissen ist. Geh und sieh dir ihre verdamnte Stoßstange an. Wenn du etwas findest, nimm sie fest. Wenn

nicht, verzieh dich. Wir haben hier eine Menge zu tun, und es wird eine Weile dauern.« Er zuckte schicksalsergeben mit der Schulter. »Es sei denn natürlich, der Hund stirbt.«

»Das habe ich mir in der letzten Dreiviertelstunde oft gesagt.« Dieser Hund hatte einen so starken Überlebenswillen, wie er Claudia nur selten untergekommen war. Ihr Gefühl sagte ihr, dass er nicht auf Jacksons Tisch sterben würde. An Rodriguez gewandt fügte sie hinzu: »Wenn Sie mir einen Strafzettel ausstellen wollen, legen Sie ihn zusammen mit meinem

Führerschein und den Wagenpapieren auf den Tresen. Ich werde ihn bezahlen, bevor ich die Stadt verlasse.«

Einen Augenblick lang schwieg der Sheriff. Dann knurrte er: »Also gut.«

Rodriguez stapfte aus der Vordertür. Zehn Minuten später war er wieder da, knallte die Papiere auf die Ecke des Tresens und sagte zu Jackson: »Ruf mich an.«

Ohne seine Arbeit zu unterbrechen, nickte der Tierarzt, und der Sheriff ging ohne ein weiteres Wort.

Als Jackson endlich das Seil vom Hals des Hundes entfernt hatte, war

Claudias Magen zu einem einzigen harten Knoten zusammengeschrumpft. Anschließend wuschen sie den Hund, um ihn von Sand und Schmutz zu befreien. Er hatte am ganzen Körper offene Wunden. Jacksons betagtes Gesicht war angespannt, seine hellen Augen loderten, und Claudia hatte den Verdacht, dass sie selbst nicht anders aussah. Er machte Röntgenaufnahmen, diagnostizierte Rippenbrüche und verband sie. Außerdem musste er dem Hund zwei Kugeln aus dem Fleisch schneiden. Lange arbeiten beide schweigend, nur Jacksons scharfe Kommandos

durchbrachen die Stille. Claudia tat alles, was er sagte, und sie tat es schnell.

Jacksons Medizin war gewöhnlich, was hieß, er benutzte bei seinen Verfahren keinerlei Zauber. Weder an dem Mann selbst noch irgendwo in seinem Haus konnte Claudia einen Funken magischer Energie spüren, allerdings war ihr Magiesinn so gut wie nicht vorhanden. Ihr kamen die meisten Lebewesen, Gegenstände und Orte gewöhnlich vor. Sie hatte nie herauszufinden versucht, ob ihr eigener Magiefunke für den Übergang in ein

Anderland ausreichte – unter anderem deshalb, weil sie die Landmagie der Übergangspassagen nicht spürte.

Schließlich war Jackson mit der Behandlung des Hundes fertig. Während er den Beatmungstubus entfernte, sich aufrichtete und die Handschuhe abstreifte, streckte Claudia ihren schmerzenden Rücken und die Schultern. Auch sie zog ihre Handschuhe aus und warf sie in den Eimer für Sondermüll neben der Hintertür.

Jackson nahm zwei Flaschen Heineken aus dem verbeulten Kühlschrank. Er öffnete die beiden

grünen Flaschen und reichte eine davon Claudia, die sie entgegennahm und einen Schluck trank. Dann kramte er ein Feuerzeug und eine Schachtel Camels aus seiner Hemdtasche und bot ihr eine Zigarette an. Als sie den Kopf schüttelte, klopfte er eine Zigarette aus der Schachtel, schob sie sich zwischen die Lippen und schob mit dem Fuß die rückwärtige Fliegengittertür auf, um ins Freie zu treten. Er hielt ihr die Tür auf, doch sie warf einen Blick auf den bewusstlosen Hund mit seinen Verbänden.

»Der wird in den nächsten Stunden

nicht aufwachen«, sagte Jackson. Seine blassblauen Augen musterten sie scharf.

Sie atmete tief durch und folgte ihm hinaus. Während Jackson rauchte, trank sie ihr Heineken und sah sich ein wenig um. Sie konnte die Rückseiten der bescheidenen Reihenhäuser an der sandigen, zweispurigen Straße sehen. Im Norden bildeten die ansteigenden Gebirgsausläufer den Horizont. Auf dem braunen Erdboden wuchsen Wüsten-Beifuß, Kakteen und Yuccas, und einige Häuser hatten kleine, sorgfältig angelegte Gärten, die erstaunlich grün waren.

Nicht so Jacksons Haus. Hier war alles so braun wie der Rest der Wüste. Den meisten Platz in seinem Garten nahm ein kleiner, verbeulter Wohnwagen ein, der auf Betonblöcken statt auf Reifen stand. Nackte Betonstufen führten zur Tür des Wohnwagens hinauf. Die Jalousien waren geöffnet, und der Wohnwagen sah unbewohnt aus. Der Parkplatz daneben war leer.

Ein großer Teil des Abendhimmels hatte sich verdunkelt. Claudia deutete mit dem Kopf in diese Richtung. »Seltsam.«

Jackson folgte ihrem Blick. »Da zieht

ein Sandsturm auf. Wahrscheinlich ist er in einer Stunde hier. Sieht aus, als würde das Fernsehen wieder ausfallen.«

Sie hob die Brauen. »Kommt das oft vor?«

»Oft genug. Handyempfang ist hier ohnehin unregelmäßig, und in solchen Stürmen ist er ganz weg. Manchmal fällt auch das Festnetz aus. Wenn das der Fall ist, dauert es mindestens einen Tag, bis es wieder funktioniert.«

»Mist.«

»Der Sturm kann in ein paar Stunden über uns hinweggezogen sein, aber er kann auch die ganze Nacht dauern.

Einmal habe ich einen erlebt, der mehrere Tage angehalten hat, aber das ist ungewöhnlich. Die Leute sehen sich DVDs an, hängen in den Bars rum, und irgendwo gibt es immer eine Pokerrunde.« Er zuckte die Schultern. »Man gewöhnt sich dran.«

Der Sturm schien nicht mehr allzu weit entfernt zu sein. Claudia nahm an, dass er schon bald bei ihnen sein würde, doch im Moment spürte sie noch die Hitze des frühen Abends auf ihrer Haut. Offiziell hatte der Frühling noch nicht angefangen, aber es waren nur noch wenige Tage bis zur Frühjahrs-

Tagundnachtgleiche. Sie mochte die Sommer- und Wintersonnwende und auch die Tagundnachtgleiche im Frühjahr und Herbst. Sie verliehen dem Jahr einen Rhythmus und ein Gefühl der Balance.

Die Hitze des Tages würde schnell schwinden, besonders da sich die Sonne nun allmählich nach Westen neigte. Claudia nahm an, dass die Frühlingsnächte hier ziemlich kalt werden konnten, aber noch fühlte sie sich mit ihren nackten Armen wohl.

Jackson rauchte seine Zigarette zu Ende, drückte sie aus und warf den

braunen Stummel in eine Kaffeekanne neben der Hintertür. »Ich würde ja sagen, Sie reden nicht viel für ne Frau«, sagte er. »Aber Sie reden überhaupt nicht viel. Punkt. So viel wie diese sechs Worte haben Sie in den ganzen letzten Stunden nicht gesagt.«

Sie nahm einen Zug von ihrem Bier. »Mir ist vor ein paar Jahren der Gesprächsstoff ausgegangen.«

Jackson grunzte, klopfte eine neue Zigarette aus der Schachtel und zündete sie an. Mit sichtlichem Genuss nahm er einen tiefen Zug. Die Glut an der Spitze leuchtete rot auf. »Warum?«

Sie hob eine Schulter. Zu viel Blut, zu viel Tod. Ihre Einheit war einmal zu oft unter Beschuss geraten, und beim letzten Mal war kaum einer von ihnen mit dem Leben davongekommen. Manchmal, dachte sie, waren Erlebnisse so grauenhaft, dass man tief in sich ging, alles Schreien hinter sich ließ und sich in der Stille vergrub.

Sie trank ihr Heineken aus.

Jackson rauchte. Sie mochte den Geruch von Zigarettenrauch. Er war tröstlich und erinnerte sie an Menschen, die ihr wichtiger gewesen waren als ihr eigenes Leben. An Menschen, die sie im

Diesseits niemals wiedersehen würde.

Jackson fragte: »Und wie lautet nun die wahre Geschichte? Kennen Sie den Hund?«

»Nein«, sagte sie. »Ich habe ihn gefunden, wie ich gesagt habe.«

»Eigentlich hätte er auf diesem Tisch längst gestorben sein müssen«, sagte er.

»Sehe ich auch so.« Sie reckte den Hals erst in die eine, dann in die andere Richtung.

»Dachte ich mir«, sagte Jackson. »Wissen Sie, es könnte einfach bedeuten, dass er ein verdammt sturer Hund ist. Ich habe schon Lebenswillen

bei Tieren gesehen, das würden Sie mir nicht glauben.«

»Ist möglich.« Sie wartete. Sie glaubte zu wissen, was als Nächstes kommen würde.

Jackson enttäuschte sie nicht. »Oder es könnte etwas anderes bedeuten.« Mit dem Rand der Flasche schob er sich den Hut in den Nacken. »Was der Grund dafür war, dass Sie mich bei der Arbeit die ganze Zeit so genau im Auge behalten haben, nicht wahr? Deshalb wollten Sie ihm helfen. Und deshalb haben Sie darauf geachtet, welche Betäubungsmittel ich ihm gebe. Er

könnte einfach nur ein sturer Hund sein, der nicht sterben will. Oder er könnte ein Wyr sein. Und in diesem Fall wäre das, was ihm zugestoßen ist, nicht nur Tierquälerei, sondern versuchter Mord.«

»Sehe ich auch so«, sagte Claudia noch einmal.

2

Herd

»Aber Wyr sind berühmt für ihre Selbstheilungskräfte«, fuhr sie fort.
»Müssten nicht ein paar Verletzungen schon verheilt sein?«

»Vielleicht sind sie das ja, und er ist deshalb nicht gestorben. Ihr Magiesinn ist nicht stark genug, um zu erkennen, ob er Wyr ist oder nicht«, sagte Jackson. Er formulierte es nicht als Frage.

Trotzdem antwortete sie ihm.

»Nein.«

»Meiner auch nicht. Und Johns ebenfalls nicht, sonst hätte er etwas gesagt.«

»Hätte er?«

»Was zum Geier wollen Sie damit sagen?« Er warf ihr einen scharfen, kritischen Blick zu.

Vorhin war das riesige, weite Land, durch das sie gefahren war, so leer gewesen, dass nicht einmal ein Vogel am Himmel zu sehen gewesen war. Rodriguez musste sehr schnell gefahren sein, um sie überhaupt gesehen, geschweige denn mit dem Radar erfasst

zu haben. Warum sie selbst so schnell unterwegs gewesen war, wusste sie – bei ihm wusste sie es nicht. Sie fragte sich, was so dringend gewesen war, dass er deswegen mit so hoher Geschwindigkeit gefahren war. Und was für ein Auftrag es auch gewesen sein mochte, er hatte ihn abgebrochen, um sie anzuhalten.

Es mochte Zufall gewesen sein, dass Rodriguez sie angehalten hatte, so kurz nachdem sie den Hund gefunden hatte. Der Sheriff hatte seine Waffe nicht gezogen, sondern nur die Hand darauf gelegt, und der Hund war so schwer

verwundet gewesen, dass jeder an seiner Stelle vorgeschlagen hätte, ihn von seinem Leid zu erlösen. Sie hatte selbst daran gedacht.

Rodriguez hatte es zweimal angesprochen.

Zufälle und leise Zweifel. Es waren nur Kleinigkeiten, die bestimmt nichts zu bedeuten hatten. Freundlich sagte Claudia: »Nichts. Ich kenne den Sheriff nicht, und ich kenne Sie nicht. Das ist alles.«

Der Tierarzt seufzte schwer, es klang resigniert. »Nun, offenbar hat irgendetwas Sie darauf gebracht, dass

dieser Hund ein Wyr-Wesen sein könnte.«

»Rodriguez hat einen wichtigen Punkt angesprochen«, sagte sie. »Es war nicht leicht, ein so großes Tier auf den Rücksitz meines Wagens zu bekommen.«

»Richtig, aber Sie haben es irgendwie geschafft. Und?«

Sie blinzelte zum stürmischen Frähabendhimmel hinauf. Was war das für eine Farbe? Es war weder richtig orange noch richtig rot. Vielleicht sah so Schwefel aus.

»Als ich ihn gefunden habe, war er wach«, sagte sie. »Er hatte ohnehin

schon schlimme Schmerzen, und ich habe ihm noch mehr zugefügt, als ich ihn in den Wagen gehoben habe.« Sie dachte an den Blick, mit dem der Hund sie angesehen hatte, dachte an den scharfen Verstand, den sie hinter seinen Qualen gespürt hatte, und suchte nach weiteren Worten. Sie waren schwierig zu finden, wenn der Körper lange nicht mehr gesprochen hatte. Jackson starrte sie an. Endlich sagte sie: »Er hat mich nicht gebissen.«

Wieder seufzte Jackson. Er öffnete die Fliegengittertür und ließ Claudia vorangehen. Sie ging um den Tisch

herum, und er folgte ihr. Beide betrachteten den bewusstlosen Hund.

Jackson sagte: »Wahrscheinlich ist es ein gewöhnlicher Hund. Ihm steht eine lange, schwere Genesung bevor, und das sind nur die körperlichen Verletzungen. Nach den Misshandlungen, die er erlitten hat, kann es Monate dauern, bis er wieder jemandem vertraut. Er wird in ein paar Stunden zu sich kommen. Gegen die Schmerzen kann ich ihm Medikamente geben, aber ich werde ihn trotzdem in einen Verschlag sperren müssen.«

Sie schürzte die Lippen. Es war ihr

zuwider, den Hund einzusperren, besonders wenn er womöglich ein Wyr-Wesen war. Wenn er wirklich ein Wyr war und die Täter davon gewusst hatten, warum hatten sie versucht, ihn umzubringen? Und was würden sie tun, wenn sie erfuhren, dass er nicht tot war? Jackson war klug, aber er war ein älterer Herr, und der Hund konnte sich im Moment nicht selbst verteidigen.

»Ich sollte ihn lieber mitnehmen«, sagte sie.

Jackson sah sie mit zusammengekniffenen Augen an. »Und was wollen Sie mit ihm machen? Wohin

wollen Sie mit ihm? Seine Verletzungen sind so schwer, dass er nicht transportfähig ist, und außerdem zieht ein Sturm auf. Sie sagten, sie seien aus New York. Wohin wollten Sie denn eigentlich? Sie waren auf der I-80 unterwegs, und der Highway wird heute Nacht nicht gut befahrbar sein.«

»Ich mache Urlaub«, sagte sie. Sie hatte die Army verlassen, vier Jahre bevor sie Anspruch auf die Pension für zwanzig Dienstjahre gehabt hätte, aber mit dem, was ihre Eltern ihr hinterlassen hatten, kam sie über die Runden. Schon seit einigen Jahren machte sie jetzt

Urlaub, weil sie sich nicht über längere Zeit konzentrieren konnte. Sie konnte sich in keinem neuen Job eingewöhnen, konnte nicht schlafen, und wenn sie doch schlief, konnte sie sich nicht gegen die Albträume wehren. »Ich war auf dem Weg in den Süden zum Frühjahrsamping, habe aber keinen festen Plan. Ich hätte Zeit, mich um ihn zu kümmern.«

Jacksons Profil war so verwittert wie die Gebirgsketten in dieser Gegend, die Konturen waren vom Alter stumpf geworden. Nach einem Augenblick sagte er: »Der Wohnwagen im Garten steht

leer.«

»Tatsächlich?«

»Er ist für meine Tochter gedacht, wenn sie aus Fresno zu Besuch kommt. Sie fühlt sich mit der Einrichtung meiner Küche nicht unbedingt wohl.«

Claudia schaffte es, nicht zu grinsen.

Jackson fuhr fort: »Wenn Sie möchten, können Sie hierbleiben und sich um den Hund kümmern.«

»Das ist großzügig von ihnen.« Sie konnte nicht widerstehen, dem Hund leicht über den weichen, breiten Kopf zu streicheln, eine der wenigen Stellen, die nicht mit Verbänden bedeckt war. »Am

besten wäre es wohl, wenn ich mir ein Motelzimmer nehme.«

Er schnaubte. »Wie kommen Sie darauf? Ich biete Ihnen den Wohnwagen kostenlos an. Das ist viel billiger als ein Motel. Er hat fließend kaltes Wasser, eine Propangasheizung und ist an die Stromversorgung meines Hauses angeschlossen. Die Küche ist klein, aber brauchbar. Außerdem ist es dort viel ruhiger als in einem Motel, bis auf den Wind, und den werden Sie heute Nacht überall in Nirvana hören. Sie wissen nicht, ob es vielleicht Komplikationen mit dem Hund gibt. Eigentlich müsste er

ins Krankenhaus, aber hier in der Gegend gibt es keins. In den ersten ein, zwei Nächten wüsste ich ihn gern in meiner Nähe, damit ich nach ihm sehen kann.«

Claudia rieb sich den Nacken. »Also gut«, sagte sie. »Das leuchtet mir ein. Vielen Dank.«

»Okay.« Er machte eine Pause. »Glauben Sie, wir kriegen ihn in den Wohnwagen, solange er noch bewusstlos ist?«

»Wenn ich ihn ganz allein in mein Auto gehievt habe, bin ich sicher, dass wir ihn gemeinsam auch in den

Wohnwagen kriegen.«

Er betrachtete sie aufmerksam. Sein Verstand war keineswegs verwittert oder vom Alter stumpf geworden. »Ich habe keine Minute lang geglaubt, dass Sie diesen Hund gequält haben. Dafür sind Sie zu wütend über das, was ihm passiert ist. Aber John hat recht, irgendetwas stimmt an dieser Geschichte nicht. Der Hund war in so schlechter Verfassung, dass er selbst nicht mithelfen konnte, in den Wagen zu gelangen.«

Claudia hatte ihre Unschuld schon vor zu vielen Jahren verloren, um ein

wirklich unschuldiges Lächeln zustande zu bringen. Aber nichtssagend schaffte sie sehr gut. »Ich bin stärker, als ich aussehe.«

Eine Stunde später hatte sich das Gesicht der Wirklichkeit verändert. Claudia rollte ihren Schlafsack aus, um den Hund daraufzulegen, dann trugen sie und Jackson ihn in den Wohnwagen. Heimlich setzte sie ein wenig

Telekinese ein, sodass es nur noch anstrengend war, den massigen Körper zu bewegen, und keine übermäßige Strapaze.

Jackson schaltete die Heizung im Wohnwagen ein und zeigte Claudia die Bedienung. Sie fuhr ihren Wagen auf den Parkplatz neben dem Wohnwagen und trug ein paar ihrer Sachen hinein – ihre Coleman-Kühlbox mit Essen und Getränken, die Tasche mit ihrem Laptop und dem Satellitenhandy, die verschlossene Metallkiste, in der sie ihre Pistole aufbewahrte, den Koffer mit ihrer Kleidung, ein paar Taschenbücher und das seltsame Geschenk, das sie vor einiger Zeit bekommen hatte, ein antikes Tarot-Spiel der Alten Völker.

Während es im Wohnwagen wärmer

wurde, ging draußen die Sonne unter, und es kühlte sich schnell ab. Der Wohnraum im Inneren war winzig, die Möbel gut und gern dreißig Jahre alt. Die Küche war etwa so groß wie eine Briefmarke. Darin konnte man Geschirr spülen, auf dem winzigen Herd kochen, die Mikrowelle benutzen und etwas aus dem Kühlschrank nehmen, ohne sich auch nur einen einzigen Schritt bewegen zu müssen. Jemand hatte für eine Grundausstattung an Koch- und Essgeschirr gesorgt, und wenigstens der Kühlschrank hatte eine anständige Größe.

Im Wohnbereich hatte Jackson den Esstisch zusammengeklappt und an der Wand befestigt, sodass sie die L-förmige Sitzbank als Couch benutzen konnte. Ein alter Dreizehn-Zoll-Fernseher war auf einem schmalen Regalbrett befestigt, zusammen mit einem VHS-Videorekorder und einem Digitalkonverter, und auf dem schmalen Fenstersims über der Küchenspüle stand ein tragbares Radio. Das Bad war kaum größer als eine Flugzeugtoilette, nur dass es zusätzlich über eine Duschkabine verfügte. Auf einer Erhöhung, wo der Wohnwagen an einen Pickup gekoppelt werden konnte,

lag eine Double-Size-Matratze.

Claudia gefiel es hier. Es war gemütlich, und die Lampenschirme tauchten alles in weiches, samtiges Gold. Den größten Teil des Fußbodens nahm die lang ausgestreckte Gestalt des Hundes ein. Claudia stieg vorsichtig über ihn, um eine Schüssel Wasser in seiner Reichweite in eine Ecke zu stellen. Den Inhalt ihrer Kühlbox verstaute sie im Kühlschrank – hauptsächlich Zutaten für Sandwiches, Joghurt und Obst sowie Flaschen mit Wasser und ungesüßtem Tee.

Anschließend duschte sie, zog sich

dunkle Jeans, ein T-Shirt und ein schlichtes schwarzes Sweatshirt an und schlüpfte in ein Paar Turnschuhe. In einem Schrank fand sie einen alten Satz Bettlaken und Decken, die sie über die Matratze warf, dann schloss ihr Satellitenhandy und den Laptop an und legte das bemalte Holzkästchen mit den Tarot-Karten samt ihren Büchern neben die Medikamente und das Verbandsmaterial für den Hund auf die winzige Arbeitsplatte in der Küche.

Anschließend legte sie die Metallkiste mit ihrer Glock auf die Eckbank beziehungsweise Couch und

setzte sich daneben. Es war eine alte Gewohnheit, ihre Waffe gereinigt und ungeladen zu lagern, aber um sicherzugehen, dass sie voll funktionsfähig war, lud sie die Waffe durch, nahm sie auseinander, setzte sie wieder zusammen und ließ ein volles Magazin einrasten. Sie hantierte mit schnellen, automatisierten Bewegungen. Die Pistole war ihr vertrauter Begleiter, ebenso tröstlich wie Jacksons Zigarettenrauch. Während sie arbeitete, löste sich die Spannung in ihrem Hals und den Schultern.

Als junge Frau hatte sie 1994

während ihres Collegeabschlusses mit großem Interesse verfolgt, wie das Pentagon kurz davor gewesen war, Frauen von aktiven Kampfeinsätzen auszuschließen. Man hatte das mit körperlichen und psychologischen Bedenken begründet, aber der öffentliche Aufschrei gegen eine solche Entscheidung war dermaßen laut gewesen, dass sich das Pentagon gezwungen sah, diesen Standpunkt aufzugeben.

In keinem Reich der Alten Völker waren Frauen jemals von irgendeinem Bereich der Militär- oder

Regierungsstrukturen ausgeschlossen worden, daher fand man es verwerflich, dass die menschliche Gesellschaft der Vereinigten Staaten auch nur daran dachte, Frauen den Kriegsdienst in der Army zu verwehren. Die öffentliche Debatte hatte Claudias Interesse, der Army beizutreten, erst recht angestachelt, und ihre Fähigkeiten hatten ihr eine Laufbahn bei den Special Forces ermöglicht. Vor zwei Jahren hatte sie sich als Majorin zur Ruhe gesetzt.

Ihr erging es wie so vielen anderen Soldaten auch. Sie wurde verfolgt von

den Geistern derer, die mit ihr gedient hatten und gefallen waren, von den Geistern der Unschuldigen, die unter dem Krieg litten. Sie wurde verfolgt von den Entscheidungen, die sie getroffen und von denen, die sie nicht getroffen hatte und mit denen sie jetzt für den Rest ihrer Tage leben musste.

Und tief in ihr schlummerte etwas, das nur erwachte, wenn sie eine Waffe in Händen hielt.

Eine Pistole wurde durchgeladen. Das Geräusch riss den Hund aus dem Schlaf. Adrenalin spülte Giftmüll in seine

Blutbahn. Er schwamm auf einer Woge aus Schmerz und animalischen Instinkten. Er wollte seine Zähne in Fleisch schlagen. Wollte Knochen brechen und jemanden schreien hören. Seine Schmerzen waren so stark, dass er sich fast übergeben musste. Er atmete flach, weil die Bandagen an seinen gebrochenen Rippen nichts anderes zuließen.

Ruhe, Wärme, goldenes Licht. Darauf konnte er sich keinen Reim machen. Als er sich mühsam zu orientieren versuchte, bewegte sich ein Fuß neben seinem Kopf. Der Fuß steckte

in einem Turnschuh und hing an einem langen, schlanken, jeansbedeckten Bein. Lautlos fletschte er die Zähne. Er erinnerte sich an Füße in Stahlkappenstiefeln. Wenn er gekonnt hätte, hätte er sich auf dieses Bein gestürzt, um es zu zerfleischen.

Dann stieg ihm ihr Geruch in die Nase. Der Geruch der Frau.

Bei ihrer Ankunft war er in einem trockenen, heißen Meer aus Schmerz ertrunken, aufgescheuert vom endlosen Sand und versengt von der Sonne. Sie hatte seinen Kopf in ihren langgliedrigen, starken Händen gewiegt

und seinen Mund und die ausgedörrte Kehle mit kühlem Wasser benetzt.

Als es für ihn keinen Grund mehr gab, weiterzuleben, hatte sie ihm zugeflüstert: »Stirb nicht.«

Also war er nicht gestorben.

Jetzt waren sie zusammen an diesem ruhigen, warmen, goldenen Ort. Wo immer das sein mochte. Es klopfte an der Tür. Der Hund versuchte auf die Füße zu springen, um sie zu beschützen, doch sein misshandelter Körper wollte ihm nicht gehorchen. Die Augen einen Spalt geöffnet, beobachtete er, wie sie aufstand. Sie war eine hochgewachsene

Frau und bewegte sich mit einer selbstsicheren, tödlichen Anmut. Durstig sog seine Seele diesen Anblick in sich auf. Kurz bevor sie die Tür öffnete, steckte sie sich hinter dem Rücken eine Pistole in den Bund ihrer Jeans und verbarg sie unter ihrem Sweatshirt.

Sie war es gewesen, die die Waffe durchgeladen hatte. Wenn er gekonnt hätte, hätte er gelächelt.

Kalte Luft durchschnitt die Wärme. Eine verwiterte Stimme sagte: »Kommen Sie zurecht?«

»Ja, danke«, antwortete die Frau. »Gemütlich hier.«

Die Stimme war männlich. Der Hund knurrte, ein heiseres, gebrochenes Geräusch. In seinen malträtierten Halsmuskeln explodierte frischer Schmerz. Die Frau drehte sich um und sah ihn eindringlich an. »Schhh.«

Der ruhige Befehlston in ihrer Stimme verblüffte ihn so sehr, dass er verstummte. Dennoch hielt er die Lippen zurückgezogen und zeigte dem Neuankömmling die Zähne.

»Er ist wach«, sagte der Mann. »Das ist ein bisschen früh.«

»Ja?«, fragte die Frau.

Der Mann sagte: »Das muss nicht

zwingend etwas heißen. Es ist nur ein bisschen früh.«

»Verstehe.«

»Ich will mir etwas aus dem Diner holen. Es ist nichts Ausgefallenes, aber sie machen gutes Essen. Soll ich Ihnen ein Abendessen mitbringen?«

»Das wäre fantastisch, danke.« Die Frau kramte in ihrer Jeanstasche, zog etwas heraus und gab es dem Mann. »Ich nehme das, was Sie auch nehmen. Und könnten Sie noch ein Gericht mit viel gut durchgegartem Rindfleisch und am besten auch etwas Soße bestellen? Ich gehe morgen einkaufen, aber fürs Erste

hätte ich gern etwas hier, nur für alle Fälle.«

»Kein Problem.«

Als der Mann die Tür schloss, riss der kalte Luftstrom ab.

Jetzt, da der Mann fort war, wurde die Welt vor den Augen des Hundes unscharf. Er begann wegzudämmern.

Die Frau ließ sich vor seinem Gesicht auf Hände und Knie sinken. »Ich bin Claudia Hunter. Kannst du sprechen? Ich wüsste gern, wer du bist und wer dir das angetan hat.«

Er ignorierte sie.

Telepathisch sagte sie: *Hast du die*

Sprache verloren? Komm schon, sag was. Gib mir ein Zeichen, dass du mich verstehst.

Er schloss die Augen.

»Hast du gar nichts zu sagen? Vorhin warst du so ein braver Junge und hast mich nicht gebissen. O ja, was für ein feiner, braver Kerl du doch bist, ja.« Sie hielt inne und säuselte dann: »Ich glaube, ich nenne dich Goldstück.«

Er schlug die Augen auf und sah sie voll beleidigter Verblüffung an.

Die Augen der Frau weiteten sich. Herrliche Augen. Sie flüsterte: »Heilige Scheiße, du bist ein Wyr.«

Was sollte sie jetzt mit einem schwer verletzten Wyr in Tiergestalt anstellen, der nicht sprechen wollte?

Sie hatte keine Ahnung. Das würde sie sich nach und nach überlegen. Sie fuhr ihren Laptop hoch. Ein Laptop mit Satellitenkommunikation war kostspielig, insbesondere zusätzlich zu dem Satellitenhandy, aber Claudia war zu dem Entschluss gekommen, dass der bessere Empfang im Notfall seinen Preis wert war. Diese Entscheidung zahlte sich aus, wenn sie unterwegs war.

Leider hatte das Wetter starken Einfluss auf die Satellitenverbindung.

Sie versuchte, ins Internet zu kommen, doch es funktionierte nicht. Dann testete sie ohne große Hoffnung ihr Satellitenhandy. Das Gleiche. Es musste einen Grund haben, dass der Wyr nicht redete. Vielleicht war dieser Grund ein Trauma, vielleicht auch etwas anderes. Sie beschloss, ihn fürs Erste nicht zu bedrängen und ihm die Chance zu geben, seine Geschichte zu erzählen, wenn er dafür bereit war.

Draußen wurde der Wind lauter. Nach einer halben Stunde kehrte Jackson zurück. Einige Augenblicke bevor es an der Tür klopfte, begann der Hund

wieder in seinem heiseren, brüchigen Ton zu knurren. Claudia hatte ihre Pistole gezogen, steckte sie jedoch wieder ein, ehe sie Jackson hereinließ. Mit ihm wehte eine sandige Windbö in den Wagen, sodass sie die Tür schnell wieder schloss. Der Tierarzt trug eine große braune Papiertüte und einen Six-Pack Heineken. Der Duft von warmem Essen erfüllte den Wohnwagen.

»Fernsehen ist schon ausgefallen«, sagte Jackson. »Telefon auch. Unter diesen Umständen haben wir womöglich schneller wieder Handyempfang als alles andere. Ich habe einen Stapel

Filme im Haus, falls Sie sich einen davon ansehen möchten.«

»Danke«, sagte sie. »Und danke, dass Sie etwas zum Abendessen geholt haben.«

»Gern geschehen. Was macht unser Kerlchen?«

»Ist ruhig. Essen Sie mit uns?«

»Klar, warum nicht«, sagte Jackson.

Sie lösten den Esstisch aus seiner Befestigung an der Wand und klappten ihn herunter. Mit einer Geste forderte Claudia Jackson auf, sich auf die L-förmige Couch zu setzen. Sie selbst setzte sich an die kurze Seite, damit sie schnell

aufstehen konnte, wenn es nötig war. Die Gerichte waren typische, deftige Diner-Kost, zweimal gebratenes Hühnchen mit Kartoffelbrei und Mais und ein Schmorbratentopf mit Kartoffeln und Gemüse. Dazu gab es eine Extratüte mit Brötchen. Claudia öffnete zwei Flaschen Bier, eine stellte sie vor Jackson auf den Tisch, die andere an ihren eigenen Platz.

»Kann er jetzt wieder ein Schmerzmittel bekommen?«, fragte sie.

Jackson sah auf seine Armbanduhr.
»Wenn Sie ihn dazu bringen können, sie einzunehmen, ja. Stecken Sie es in ein Stück Brot und tunken sie das in ein

bisschen Soße. Wenn er es nicht frisst, kann ich ihm eine Spritze geben.«

Sie schob eine kleine Tablette in ein Stückchen Brot und tränkte es mit der schweren, dunklen Soße. Dann hielt sie es dem Hund unter die Nase. »Komm schon, Goldstück«, murmelte sie. »Friss das Medi-Happi, sonst kriegst du eine fiese, böse Spritze.«

Mit seinen zusammengekniffenen, bitterschokoladedunklen Augen sah der Hund sie so angewidert an, dass sie grinsen musste.

»So reden Sie mit ihm, ja?« Jackson biss in sein Hühnerbein und sagte mit

vollem Mund: »Ich kann nicht glauben, dass er Sie noch nicht gebissen hat.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich kann es selbst nicht glauben. Ist er nicht toll? Ich denke, ich kaufe ihm ein Strass-Halsband. Pink müsste ihm gut stehen.«

Der Wyr stieß ein leises Schnauben aus, machte jedoch keine Anstalten, den Bissen aus ihrer Hand anzunehmen.

Warum wollte er das Medikament nicht nehmen? Sie versuchte sich vorzustellen, was sie in seiner Lage tun würde. Telepathisch sagte sie zu ihm: *Du kannst die Medizin ruhig nehmen. Ich war bei den Special Forces, bin*

jetzt im Ruhestand. Ich bin bewaffnet und werde nicht zulassen, dass dir etwas passiert. Du bist in Sicherheit. Du brauchst keine Schmerzen zu haben, und du brauchst heute Nacht nicht auf der Hut zu sein.

Er sah ihr in die Augen und nahm behutsam den Bissen aus ihrer Hand entgegen. Mit seinen verletzten Halsmuskeln fiel ihm das Schlucken schwer, aber er schaffte es.

Unerklärlicherweise traf sie dieser Vertrauensbeweis so tief, dass ihre Augen feucht wurden. Sie strich ihm übers Ohr und sagte mit heiserer

Stimme: »Danke.«

Als sie auf ihren Platz am Tisch gerutscht war, lag sein Kopf neben ihren Füßen. Mit einem fast lautlosen Grunzen rückte er näher, bis er die Schnauze auf ihre Schuhspitze legen konnte. Sie spürte das leichte Gewicht auf ihrem Fuß und machte sich so steif, dass ihre Muskeln unter Protest schmerzten.

Sie hasste es, wenn ihr die Tränen kamen. Lieber hätte sie sich eine Kugel eingefangen, als zu weinen. Sie wusste, wovon sie sprach, schließlich war sie schon mal angeschossen worden. Und seinetwegen hatte sie gleich zweimal an

einem Tag feuchte Augen bekommen.
Blöder Hund.

3

Gesetz

Er wusste, dass er sehr bald ein paar Entscheidungen treffen musste, aber an einem Scheißtag wie diesem sollte eine einzige genügen. Und das war die Entscheidung, loszulassen, der Frau zu vertrauen und die Schmerzmittel einzunehmen. Viel anderes hätte er auch gar nicht tun können, solange seine Wunden nicht besser verheilt waren. Außerdem hatte ihm die Frau das Leben

gerettet. Er hielt sie nicht für eine dämliche Hochstaplerin, die behaupten würde, bei den Special Forces gewesen zu sein, wenn es nicht zutraf. Sie besaß eine Waffe, und sie konnte damit umgehen.

Nicht viele Frauen kamen zu den Green Berets. Allerdings auch nicht viele Männer. Ihm gefiel, was das über sie aussagte. Es sagte, dass sie stark war. Außergewöhnlich.

Auch ihren Geruch mochte er. Sie trug kein Parfum, und ihre Kleidung war mit duftneutraler Seife gewaschen. Er atmete so tief ein, wie er konnte. Ein

Hauch von Waffenöl lag in ihrem sauberen, gesunden Geruch.

Eigentlich war das ziemlich sexy. Auch wenn »sexy« im Augenblick ein reichlich hypothetisches Gebiet war. Trotzdem, so schwer seine Verletzungen auch sein mochten, er war nur verwundet, nicht tot.

Die Medikamente wirkten. Sie löschten die Schmerzen nicht aus, sondern schoben sie in die Ferne und stopften seinen Kopf mit Watte aus, sodass sie ihm einigermaßen egal waren. Er ging die Liste seiner Verletzungen durch. Sein ganzer Körper schien nur aus

Quetschungen zu bestehen, aber Weichgewebe heilte schneller als Knochen, und die Wunde, aufgeschauerte Haut würde sich bis zum Morgen wieder geschlossen haben. Die tiefergehenden Verletzungen an seiner Kehle und die beiden Schusswunden würden etwas länger brauchen.

Was die gebrochenen Rippen anging, war er sich nicht sicher. Ohne Zugang zu hochwertigen magischen Heilmitteln ging er davon aus, dass sie in drei oder vier Tagen wieder zusammengewachsen sein würden. Da er sich aber von so vielen Verletzungen gleichzeitig erholen

musste, würden die Brüche vielleicht länger brauchen. Eher eine Woche oder zehn Tage.

Normalerweise war eine Woche keine lange Zeit. Normalerweise konnte einem diese Zeitspanne herrlich kurz vorkommen, wenn man dagegenhielt, wie lange die zerbrechlicheren Arten wie Menschen oder Feen zum Heilen brauchten.

Aber ihm blieb keine Woche, um sich zu erholen. Er hatte etwa so viel Zeit, bis sich herumgesprachen hatte, dass er nicht tot war. Und das war nicht lange.

Er versuchte, seine Optionen zu durchdenken. Dabei kamen ihm die Erschöpfung und die Wut in seinem Kopf in die Quere, und außerdem hatten die Frau und der Mann angefangen, sich während des Essens zu unterhalten. Er mochte auch die Stimme der Frau. Sie war stark und klar und selbstbewusst. Sie passte zu ihr, wirkte auf eine Art rein, die nichts mit Welpen und Blumen und dem ganzen Scheiß zu tun hatte, den man mit der Unschuld der Jugend in Verbindung brachte. Ihre Reinheit war klarer, strahlender, fand er. In heißem Feuer geschmiedet und durch Erfahrung

veredelt.

»Der Strafzettel, Ihr Führerschein und die Fahrzeugpapiere liegen noch auf meinem Küchentresen«, sagte der Mann.

»Danke. Ich hole sie nachher ab.«

Mühsam versuchte er, sich an die Namen der beiden zu erinnern. Ah, richtig, der Tierarzt hieß Jackson. Die Frau hatte gesagt, ihr Name sei Claudia.

Claudia. Der Name gefiel ihm. Er passte zu ihr. Man konnte ihn nicht abkürzen, ohne etwas völlig Lächerliches und Fremdartiges daraus zu machen, trotzdem war er feminin, ohne zu mädchenhaft zu sein. Er war stark,

wie der Rest von ihr.

»Ist gut«, sagte Jackson.

Was war gut? Er kam nicht richtig mit. Diese verdammte Watte in seinem Kopf. Er hätte die Medikamente nicht nehmen sollen, sie brachten seine Gedanken durcheinander.

Jackson fuhr fort: »Ich hab über Sie und John nachgedacht, während ich das Abendessen geholt habe. Darüber, was Sie gesagt haben und was Sie nicht gesagt haben.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, sagte Claudia. »Ich habe nichts zu oder über Rodriguez gesagt.

Ich habe nur gesagt, dass ich ihn nicht kenne, ebenso wenig, wie ich Sie kenne.«

»Es war mehr Ihre Haltung«, sagte Jackson. »Nehmen Sie uns beide. Wir sind vollkommen Fremde. Trotzdem haben wir einem Hund das Leben gerettet, wir essen zusammen zu Abend und trinken Bier, und Sie bleiben über Nacht in meinem Wohnwagen.«

Sie fing an zu lachen.

»Na gut, das klang jetzt zweideutiger, als ich es meinte.« Jackson klang peinlich berührt. »Was ich damit sagen will: Mit John hätten Sie das nicht

gemacht. Da war etwas an der Art, wie Sie auf ihn reagiert haben.«

Unter gewaltiger Anstrengung hob der Hund den Kopf und packte mit den Zähnen den Saum ihrer Jeans.

Claudia rührte sich nicht. »Ich war genervt. Ich wusste, dass er mir einen Strafzettel schreiben würde, obwohl ich nur versucht habe, diesem Hund das Leben zu retten.«

»Okay, das ist sicher wahr. Aber ich glaube, es war mehr als das, nämlich nicht nur Ihr Verhalten, sondern auch Johns.«

»Wie meinen Sie das?«

Jackson schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Wissen Sie, Nirvana ist wie jede andere Kleinstadt auch. Es gibt eine Menge privater Seifenopern, und die Hälfte der Kirchgänger geht wegen Klatsch und Tratsch hin. Sie kennen das doch. Einer tut dem anderen unrecht. Oder er hat etwas oder jemanden, das oder den jemand anderes haben will. Aber im Grunde ist hier alles sehr einfach. Diese Stadt gehört jemandem. Es gibt einen großen Arbeitgeber, die *Nirvana Silver Mining Company*, und einen Besitzer dieser Firma, Charles Bradshaw. Den eigentlichen

Minenbetrieb leitet sein Sohn Scott Bradshaw.«

»Das ist eine ganze Menge mehr, als ich noch vor ein paar Stunden gewusst habe«, sagte Claudia. Sie beugte sich zur Seite und schob eine Hand unter den Tisch. Als sie dem Hund über den Kopf streichelte, bewegten sich ihre Finger so sanft, dass er seufzend ihre Jeans losließ. Durch die Medikamente kam ihm ihre Berührung so weit entfernt vor wie die Schmerzen. Er wünschte, es wäre nicht so. Bei allen Göttern, war er müde. Er legte die Schnauze wieder auf ihren Schuh.

»Wie Sie sehen, sind die Machtstrukturen in dieser Gegend nicht sonderlich komplex.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Jackson?«

»Ich weiß es nicht.« Er machte eine Pause. »Doch, ich weiß es. Sehen Sie, John muss sich vor den existierenden Machthabern verantworten. Und Scott Bradshaw ist dumm und gemein. Natürlich ist John nicht als Einziger davon betroffen, dieses spezielle Kreuz hat jeder hier in Nirvana zu tragen. Scotts Vater ist clever und gemein, was um einiges schlimmer ist, aber immerhin

lebt Bradshaw Senior in Las Vegas und bleibt auch meistens dort. Scott hingegen – ich kann mir gut vorstellen, dass er einen Hund quält. Er kann verteufelt ungemütlich werden.«

»Oh.« Claudia klang nachdenklich.

»Oder vielleicht hat auch einer seiner Spezis das Tier misshandelt«, sagte Jackson. »Scott hat vier oder fünf Kumpel, die kein Stück besser sind als er. Vielleicht war es einer von denen. Dann hat John jetzt ein Problem. Vielleicht muss er für andere Leute den Dreck wegräumen, oder er ist derjenige, der es mit Bradshaw Senior zu tun

bekommt.«

»Niemand zwingt Rodriguez, Sheriff zu sein«, sagte Claudia. »Es ist seine freie Entscheidung.«

»Das weiß ich.« Jackson seufzte. »Himmel, ich weiß eigentlich nicht einmal, wovon ich da rede. Das ist nur die Richtung, in die meine Gedanken gewandert sind, während ich im Diner war.«

»Mit dem Gesetz ist das so eine Sache«, sagte Claudia. »Wenn es fair und unparteiisch und auf deiner Seite ist, kann es das Rückgrat einer Gesellschaft sein. Aber während meiner Zeit in der

Army habe ich in vielen Gemeinden
Korruption auf lokaler Ebene erlebt.
Jemand nimmt das Gesetz selbst in die
Hand und nutzt es zu seinem eigenen
Vorteil; das geht nie gut aus.«

Kurz nach diesem Gespräch stand
Jackson auf und ging. Eine Sand-Böe
wehte durch die Tür herein, ehe er sie
zuschlug. Claudia räumte die
Essensbehälter weg.

Der Wind war stärker geworden und
klang jetzt wie ein endloses, trauerndes
Heulen. Im Wohnwagen war es warm,
aber der Boden kam ihr kühl vor,
weshalb sie eine der alten

Baumwolldecken, die sie gefunden hatte, über dem Hund ausbreitete. Sie sah nach der Schachtel mit dem Schmorgericht. Vorhin war es zu heiß gewesen, doch inzwischen hatte es sich auf eine angenehme Temperatur abgekühlt.

Der Hund hatte gedöst, schlug aber die Augen auf, als sie sich mit der Schachtel und einigen Brötchen neben ihm auf den Boden setzte. Ihre Vermutung war richtig gewesen: Der Boden war kalt. Sie zog sich ein Stück der Decke über die Beine. Dann riss sie ein Stück Brötchen ab, tunkte es in die Sauce und hielt es ihm vor die Schnauze.

Er betrachtete den Happen, rührte sich aber nicht.

»Zurzeit muss dir das Schlucken ziemlich wehtun«, sagte sie. »Aber probier ein paar Bissen. Bitte. Wenn du essen kannst, kommst du schneller wieder zu Kräften.«

Mit offensichtlichem Widerwillen nahm er das Essen entgegen. Sie wandte den Blick von seinen mühevollen Schluckversuchen ab und bereitete den nächsten Bissen vor. Diesmal gab sie ein Stückchen Fleisch hinzu.

»Ich nehme an, wir haben hier ein einfaches binäres Problem«, sagte sie.

»Entweder – oder, ja oder nein. Nur ist es diesmal eine Frage von kann-nicht oder will-nicht.«

Sie hielt ihm den Bissen hin. Er nahm ihn an, während er sie skeptisch und von Schmerzmitteln glasigem Blick beobachtete.

»Ich weiß nicht, ob du deine Gestalt nicht wechseln kannst, oder ob du es nicht willst«, sagte sie. »Ich würde tippen, du kannst es nicht, weil du zu schwer verletzt bist. Du hast versucht, dich wie ein ganz normaler Hund zu benehmen, das habe ich gemerkt. Aber so zu tun als ob, wird dir nicht helfen.

Wenn sich bis jetzt noch nicht herumgesprochen hat, dass du noch lebst, wird es bald so weit sein. Rodriguez weiß, dass du die Fahrt zum Tierarzt überlebt hast, und deine Reaktion von vorhin verrät mir, dass das nicht unbedingt etwas Gutes ist.«

Sie bot ihm ein Stückchen Kartoffel an, das er nur ansah, woraufhin Claudia es wieder auf den Teller fallen ließ und ihm ein Stück Fleisch hinhielt. Vorsichtig nahm er es aus ihren Fingern und mühte sich mit dem Schlucken ab.

»Das mit Rodriguez überrascht mich nicht«, fuhr sie fort. »Ich hatte den

Eindruck, dass er irgendeiner Anordnung folgte. Alle moralischen Entscheidungen traf er aus der Situation heraus. Sollte er seine Waffe ziehen und dich erschießen? Welche Rolle spielte es, dass ich Zeugin war? Konnte und wollte er wirklich so weit gehen, mich ebenfalls umzubringen? Ich halte es nicht für einen Zufall, dass er mich angehalten hat, so kurz nachdem ich dich gefunden habe. Ich glaube, er hat nach dir gesucht. Vielleicht war er derjenige, der versucht hat, dich umzubringen. Aber irgendwie glaube ich das nicht.« Sie konnte sich nicht so recht vorstellen, dass Rodriguez den Hund

lebendig am Straßenrand zurückgelassen hätte. Der Sheriff wirkte wie jemand, der die Wirkung einer wohlplatzierten Kugel kannte.

Sie wog einen anderen Gedanken ab. »Vielleicht sollte dich jemand umbringen und hat es verbockt. Jemand, der dumm und gemein ist, könnte dazu fähig sein. Dann wurde Rodriguez losgeschickt, um den Auftrag ordnungsgemäß zu Ende zu bringen, nur dass ich dich vorher gefunden habe. Das klingt plausibel. Aber was treibst du eigentlich in Nevada, und warum sollte dich jemand umbringen wollen? Das

werden mir logische Überlegungen nicht verraten, das kannst nur du, und du willst nicht reden. Es ist keine Frage des Könnens, sondern des Wollens, denn wenn du reden wolltest, könntest du es mir telepathisch mitteilen.«

Als sie ihm das nächste Stück Fleisch reichte, schloss er die Augen. Der Hund sah vollkommen erschöpft aus, die Haut um seine Augen war eingefallen. Claudia zog sich der Magen zusammen. Sie klappte die Schachtel mit dem Essen zu und wischte sich die Hände an einer Serviette ab. »Okay«, sagte sie. »Für heute Abend hast du

einen Freifahrtschein. Ich werde dich nicht drängen.«

Er war ein Geschöpf, das zwei Wesen in sich vereinte, ein Angehöriger der Alten Völker. Wahrscheinlich war es herablassend und sogar beleidigend, ihn wie einen normalen Hund zu verhätscheln. Sie kämpfte mit sich und gab dann doch dem Impuls nach, noch einmal sein schön geformtes Ohr zu kraulen. Er reagierte mit einem tiefen Seufzen und schien sich ein wenig zu entspannen, als fände er ihre Berührung angenehm.

Sie ging davon aus, dass er ihr

jederzeit sagen könnte, sie solle aufhören. Das wäre eine Möglichkeit, ihn zum Reden zu zwingen: ihn so lange zu kraulen, bis er den Mund aufmachte. Während sie sein weiches Ohr streichelte, wanderte ihr Blick über den Boden, über ihre Beine, die sie an den Knöcheln gekreuzt hatte, und über den langen Körper des Hundes.

»Goldstück, du bist ein ziemliches Riesenvieh«, sagte sie mit dem Anflug eines Kicherns. »Tut mir leid, dass dir nicht danach zumute ist, mir wenigstens deinen Namen zu verraten.«

Sie war es müde, den Klang ihrer

eigenen Stimme zu hören. Nachdem sie unterwegs auf dem Highway tagelang nicht gesprochen hatte, war es anstrengend, so viel zu reden. Sie verstummte und lauschte auf den Wind.

Und in diesem Moment drang die fremde Stimme in ihren Kopf.

Mit der Telepathie war es so eine Sache. Obwohl es eine rein mentale Angelegenheit war, wies das Gehirn verschiedenen Stimmen Eigenschaften zu, ganz so, als wären sie physischer Natur.

Die Stimme, die Claudia hörte, war tief und männlich und hatte einen

leichten Akzent.

Ich heiße Luis.

Für einen Moment hörte sie auf, ihn zu streicheln, während sie die Worte empfang. Obwohl sie bereits gewusst hatte, dass er ein Wyr war, schien der Klang seines Namens eine nicht greifbare, aber wichtige Veränderung zu bewirken.

»Danke, Luis«, sagte sie leise. »Dir wird nichts passieren. Ich passe auf dich auf. Versprochen.«

Diese Worte lösten ein tief nachhallendes Echo in Luis aus. Was die

Frau gesagt hatte, war etwas, das er selbst zu jemandem gesagt haben könnte. Aber etwas war falsch daran, dass diese Worte zu ihm gesagt wurden, irgendwie verkehrt. Wegen der Watte in seinem Kopf kam er nicht dahinter, warum das so war, und über den Versuch schlief er ein.

Claudia fühlte sich rastlos, unaufhörlich kreisten die jüngsten Ereignisse in ihrem Kopf. Um ihre Hände zu beschäftigen, holte sie die Holzschatel mit den Tarot-Karten an den Tisch und dazu das Taschenbuch über das Tarot der Alten

Völker, das sie sich gekauft hatte. Flüchtig blätterte sie das Buch durch, aber über die Großen und Kleinen Arkana hatte sie bereits etwas gelesen, und am Rest war sie im Moment nicht interessiert.

Stattdessen öffnete sie das antike bemalte Kästchen und nahm die handgemalten Karten heraus. Dabei dachte sie an die seltsame Geschichte, wie sie an diese Karten gekommen war.

Vor einigen Monaten, im Januar, als sie in New York überwintert hatte, war sie auf der Straße von einer schlanken Frau angehalten worden. Die Stadt

erholte sich noch von einem schweren Schneesturm, der Ende Dezember gewütet hatte. Die Straßen waren voller schmutziger Schneehaufen, und in den Schaufenstern sah man noch übrig gebliebene Weihnachts- und Maskenfest-Dekorationen.

Die Frau und sie waren aneinander vorbeigegangen, nichts weiter als zwei warm eingepackte Passanten unter Tausenden in dieser kalten, eingeschneiten Stadt, als sich die Frau plötzlich umdrehte und Claudia am Arm festhielt.

Sie glaubte nicht, dass der anderen

Frau bewusst gewesen war, in welche Gefahr sie sich damit brachte. Claudia wirbelte herum, schaffte es aber, ihren Gewaltinstinkt zu unterdrücken. Sie sah dunkle Korkenzieherlocken mit goldenen Spitzen und ein schmales, intelligentes Gesicht mit warmem, braunem Teint. Als die Frau Claudias schnelle Reaktion sah, weiteten sich die nussbraunen Augen hinter dem Metallrahmen ihrer Brille.

»Tut mir leid«, sagte die Frau. »Sie werden mich wahrscheinlich für verrückt halten, aber ...« Claudia verspannte sich, als die Frau in ihre

dunkle Lederhandtasche griff, aber sie holte nur die Tarot-Schachtel heraus und drückte sie Claudia in die Hand. »Die hier wollen zu Ihnen. Ich weiß nicht, warum. Ich besitze sie seit Jahren.«

»Wovon reden Sie?«, fragte Claudia. Sie wendete das Kästchen in ihren Händen, öffnete es und entdeckte den Kartenstapel darin.

»Die Karten«, sagte die Frau. Sie sah Claudia mit einem verlegen wirkenden Lächeln an. »Sie haben ihren eigenen Kopf.«

»Wollen Sie damit sagen, dass das magische Karten sind?«, fragte Claudia.

Wenn das stimmte, konnte sie es nicht spüren. Hin- und hergerissen zwischen Faszination und Vorsicht, hätte sie die Karten beinahe wieder in die Tasche der fremden Frau zurückgesteckt und wäre weitergegangen.

»Nicht direkt«, sagte die Frau. »Sie enthalten einen Funken magischer Energie, aber sie sind nicht verzaubert und auch nicht gefährlich.«

Claudia hob die Augenbrauen. »Woher wussten Sie, dass sie zu mir wollten?«

»Sie haben in Ihre Richtung gezogen. Anders kann ich es nicht beschreiben.«

»Und was genau glauben Sie, was ich damit anfangen soll?«

»Ich weiß es nicht. Das, was Sie sonst auch tun würden.« Während die Frau weitersprach, fing sie an, rückwärts weiterzugehen. »Tut mir leid, dass ich sie Ihnen einfach so in die Hand drücke und verschwinde, aber ich komme zu spät zu einer Verabredung mit meinem Verlobten. Falls Sie Geld brauchen, dürften die Karten einiges einbringen, wenn Sie sie im Magic District verkaufen. Vor über zehn Jahren habe ich mehrere tausend Dollar dafür bezahlt ... Oh, ich muss wirklich los.

Viel Glück!«

Verstört und fasziniert war Claudia in den Magic District gegangen, um die Schachtel und ihren Inhalt schätzen zu lassen. Zwei verschiedene Magiekundige bestätigten ihr, was die Frau gesagt hatte: dass das antike Blatt einen Funken magischer Energie besaß, aber nicht gefährlich war. Außerdem war es ziemlich wertvoll und würde auf einer Auktion zwischen acht- und zehntausend Dollar einbringen. Ein Dritter erklärte ihr, das Spiel sei gefährlich, und bot an, es ihr für fünfzig Mäuse abzunehmen. Ja, klar.

Claudia beschloss, die Karten zu behalten. Trotz ihres Werts war ihre Vorbesitzerin bereit gewesen, sie einer völlig Fremden zu überlassen – aus Respekt vor der magischen Energie, mit der sie getränkt waren. Also wollte Claudia sie eine Zeit lang behalten, um zu sehen, was geschehen würde. Verkaufen konnte sie die Karten später immer noch.

Seitdem hatte sie sich angewöhnt, mit dem Tarot zu spielen, wenn sie nichts zu tun hatte. Indem sie die Karten wieder und wieder mischte, hatte sie etwas zu tun, während sie nachdachte. Ein- oder

zweimal hatte sie versucht, eines der Muster aus dem Taschenbuch zu legen, aber sie besaß weder das Wissen, noch die nötige Begabung, um diese Karten zu lesen.

Einige Grundlagen hatte sie aus dem Buch gelernt. Die Karten auf der linken Seite waren positiv, die auf der rechten negativ. Einige Karten zeigten die Zukunft, andere die Gegenwart oder Vergangenheit. Aber die Bedeutungen der einzelnen Karten und ihre Beziehungen untereinander überstiegen ihr Wissen, und wenn sie ehrlich war, hatte sie auch kein Interesse daran.

Aber dann war ihr etwas Merkwürdiges aufgefallen: Jedes Mal, wenn sie die Karten zu einem einfachen Muster auslegte, deckte sie die sieben Großen Arkana auf, jene Karten, auf denen die sieben Götter der Alten Völker dargestellt waren: Taliesin, die Gottheit des Tanzes, Azrael, der Gott des Todes, Inanna, die Göttin der Liebe, Nadir, die Göttin der Tiefen oder des Orakels, Will, der Gott der Gaben, Camael, die Göttin des Herdes, und Hyperion, der Gott des Gesetzes. Es waren die sieben Primärmächte, die den Alten Völkern als die tragenden Säulen

des Universums galten.

Sie waren ebenfalls aufgetaucht, als Claudia den Stapel gemischt und die ersten sieben Karten aufgedeckt hatte. Also mischte sie neu. Und noch einmal. Und wieder tauchten sie auf.

Nicht einmal, und auch nicht meistens.

Jedes. Verdamnte. Mal.

Im Buch stand nichts über einen solchen Fall. Claudia hatte im Internet gesucht und schließlich einen Beitrag in einem obskuren Forum gefunden. Jemand hatte behauptet, beim Legen der Karten alle sieben Großen Arkana aufgedeckt zu

haben, und um Rat gefragt. Die Diskussion war lang, hitzig und komplex gewesen, dazu voller Spekulationen. Aber im Wesentlichen gab es nur einen Konsens: Diese Karten kündigten einen Zeitraum von lebensverändernder Bedeutung an.

Wie ungemein hilfreich.

In den letzten Monaten hatte Claudia die zwanghafte Angewohnheit entwickelt, die Karten zu mischen und die ersten sieben aufzudecken. Das Einzige, was sich veränderte, war die Reihenfolge, in der die sieben Götter erschienen.

Mischen. Aufdecken.

Mischen. Aufdecken.

Wahrscheinlich könnte sie ein krummes Geschäft damit aufziehen und irgendeinem armen Waschlappen in irgendeiner Bar das Geld aus der Tasche ziehen. Vielleicht sollte sie den Rat eines erfahrenen Tarot-Kartenlegers suchen. Der würde ihr für fünfzig Dollar wahrscheinlich erklären, dass es von »lebensverändernder Bedeutung« war, wenn man alle sieben Großen Arkana aufdeckte.

Mischen. Aufdecken.

Lebensverändernd. Wie etwa einem

Wyr das Leben zu retten. Einem Wyr, den man gefoltert und halbtot liegen gelassen hatte. Was man ihm angetan hatte, war wirklich dumm und gemein gewesen.

Mischen. Aufdecken.

Und es war kein einzelner dummer, gemeiner Mistkerl gewesen, der das getan hatte. Claudia hatte zwar nicht viel gesprochen, während Jackson Luis versorgt hatte, aber ihr waren die unterschiedlichen Kaliber der Kugeln aufgefallen, die der Arzt herausgeschnitten hatte. Beide stammten von Gewehren. Claudia hatte sie in der

Hand behalten und später abgespült und in ihrer Tasche verschwinden lassen, während Jackson und sie aufgeräumt hatten.

Es waren also mindestens zwei Mistkerle beteiligt gewesen. Und wie sie schon vorher gesagt hatte, war Luis ein ziemliches Riesenvieh. Ein so großer Wyr hätte es locker mit Bradshaw Junior und seinen dummen, gemeinen Freunden aufnehmen können, wenn sie ihn nicht vorher niedergeschossen hätten.

Mischen. Aufdecken.

Das hatten sie also getan. Erst hatten sie auf ihn geschossen und ihn

kampf unfähig gemacht. Anschließend hätten sie ihn mit einem weiteren, gut gezielten Schuss in den Hinterkopf erledigen können, aber das hatten sie nicht getan.

Alles, was danach kam, hatten sie nur aus Spaß gemacht.

Und Rodriguez wusste, dass Luis hier war.

Ihre Gedanken kehrten zu Rodriguez zurück. Auch wenn es brutal klang, war die schlichte Wahrheit doch, dass er keinen Grund gehabt hätte, die Spuren zu beseitigen, wenn es nur um einen misshandelten Hund gegangen wäre.

Normale Hunde konnten nämlich nicht reden.

Nein, Rodriguez war in die Sache hineingezogen worden, weil die Täter gewusst hatten, dass Luis ein Wyr war. Luis konnte reden, wenn er überlebte.

Und aus irgendeinem Grund war es ihnen wichtig, dass er das nicht tat.

4

Der Tanz

Noch während ihr dieser letzte Gedanke durch den Kopf ging, stand sie auf und verließ den Wohnwagen, wobei sie ihre Glock hinten in den Hosenbund schob. Mund und Nase zum Schutz gegen den Sandsturm bedeckt, durchquerte sie den kleinen Garten.

Es war dunkel geworden, und Jackson hatte die Außenbeleuchtung eingeschaltet. Im wirbelnden Sandsturm

wirkten die Lichter trüb und schmutzig. Außerdem sah es aus, als hätte er sämtliche Lampen im Haus eingeschaltet. Als Claudia an die Hintertür hämmerte, öffnete er fast sofort.

Den Cowboyhut hatte er noch immer nicht abgesetzt. Er bat sie mit einer Geste herein und schloss die Tür, sobald sie über die Schwelle war. »Was ist los?«

Sie drehte sich zu ihm um und sagte ohne Vorrede: »Sie müssen Ihre Tochter in Fresno besuchen.«

»Muss ich das?« Er sah sie mit

seinen hellen, intelligenten Augen an. »Gerade habe ich alles für ein Poker-Spiel vorbereitet. Sechs Leute wollen kommen, die ersten müssten jeden Augenblick hier sein. Ich gehe davon aus, dass wir die ganze Nacht lang spielen – falls Sie irgendetwas brauchen sollten.«

Sie sah sich in der Küche um und atmete hörbar aus. Er hatte eine frische Kanne Kaffee gekocht, Snacks und Karten bereitgestellt und die Stühle wieder an den Tisch gerückt. Offenbar hatte auch Jackson noch ein bisschen nachgedacht. »Mir wäre es lieber, wenn

Sie stattdessen nach Fresno fahren.«

»Wie ich vorhin schon sagte, wird der Highway heute Nacht nicht gut befahrbar sein. Vielleicht kann ich morgen nach Fresno aufbrechen, wenn wir etwas klarer sehen«, sagte Jackson. »Und wenn wir wissen, dass der Hund über den Berg ist.«

»Vielleicht.«

»Wir halten den Geräuschpegel niedrig, lassen aber alle Lichter an«, sagte Jackson. Er holte ihren Führerschein, die Fahrzeugpapiere und den Strafzettel vom Küchentresen und reichte ihr alles.

Claudia faltete die Dokumente zusammen und steckte sie in ihre Gesäßtasche. Die Hände in die Hüften gestützt, blieb sie noch einen Moment stehen und blickte durch das rückwärtige Fenster zum Wohnwagen hinaus.

Sieben Personen. Sieben Zeugen, deren Autos in einer Reihe vor dem Haus parkten und das ganze Haus hell erleuchtet. Konnte das jemanden abhalten, der herkam, um Luis für immer zum Schweigen zu bringen?

Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu Rodriguez zurück, verflucht. Hätten Dumm-und-Gemein selbst kapiert, wie

tief sie in der Scheiße saßen, dann hätten sie nicht Rodriguez angerufen, damit er hinter ihnen aufräumte. Sie hätten einfach gewendet, Luis gesucht und zu Ende gebracht, was sie angefangen hatten. Sie mussten geglaubt haben, dass er bereits tot war oder die Wüste ihm bald den Rest geben würde. Sie waren leichtsinnig gewesen.

Nein, Rodriguez war von jemand anderem hinzugezogen worden. Jemand hatte ihn losgeschickt, um einen Beweis für Luis' Tod zu erbringen. Und das nächsthöhere Tier in dieser Nahrungskette war Bradshaw Senior.

Also ging es hier um etwas Größeres als nur um ein Verbrechen aus Hass oder etwas Persönliches.

War es groß genug, um einen gutmütigen Tierarzt und sechs weitere Unschuldige zu gefährden? Es war möglich. Es war sehr gut möglich.

Sie hatte die Daumen in die Hosentaschen gehakt und trommelte mit den Fingern auf ihre Hüftknochen. »Warum spielen Sie Ihre Partie Poker nicht im Wohnwagen? Oder wir könnten den Hund ins Haus bringen.«

Überraschung flackerte über Jacksons vom Alter gezeichnete Züge.

Er stellte sich hinter Claudia und blickte über ihre Schulter ebenfalls zum Wohnwagen hinaus. »Warum sollten wir das tun?«

»Weil ich ausgehe«, erklärte sie ihm.

Er runzelte die Stirn. »Wohin?«

»Haben Sie nicht gesagt, die Leute würden während solcher Stürme in den Bars herumhängen?«

»Ja. Aber vielleicht ist es keine besonders gute Idee, wenn Sie sich heute Nacht zu ihnen gesellen.« Er klang besorgt.

»Ich wüsste nicht, warum.« Sie lächelte ihn nichtssagend an. »Ich will

doch nur ein Bier trinken.«

Als sie aufbrach, ließ der Sandsturm bereits langsam nach. Sie nahm ihre Glock mit, aber auf dem Parkplatz der ersten Bar ließ sie die Waffe nach einiger Überlegung doch im Handschuhfach zurück.

Drinne trank sie ein alkoholfreies Bier, unterhielt sich mit den Einheimischen und erfuhr so einiges.

Die Einwohnerzahl auf dem Ortseingangsschild von Nirvana war irreführend, denn sie schloss die Einwohner aus dem ganzen Landkreis

Nirvana mit ein. Im Ort selbst lebten etwa fünfhundert Personen, die allesamt entweder direkt für das Minenunternehmen arbeiteten oder über ihre Geschäfte im Ort irgendwie indirekt damit zusammenhingen.

Erbaut auf einer unterirdischen Quelle und in der Nähe der Mine, war Nirvana eine der vielen kleinen Ortschaften, die einst eine Haltestelle der transkontinentalen Eisenbahn gewesen waren. Jetzt war es eine Haltestelle für Greyhound-Busse. Der Ort war stolz auf seinen eigenen Safeway-Supermarkt, und es gab zwei

Bars, je eine an jedem Ende der Hauptstraße. Außerdem gab es zwei Motels, drei Tankstellen und ein Familien-Diner mit Casino direkt an der Abfahrt von der Interstate.

Eine der Tankstellen war eine Kombination aus LKW-Raststätte, Fastfood-Laden und Casino und hatte rund um die Uhr geöffnet. Wäre Claudia nicht in so düsterer Stimmung gewesen, hätte sie vielleicht darüber gelächelt. Man konnte essen, tanken und spielen, alles gleichzeitig. Nur für den Fall, dass man es mit allen drei Dingen eilig hatte.

Eine andere Tankstelle verkaufte

Spirituosen und betrieb einen kleinen Videoverleih. Die dritte hatte noch keine erfolgversprechende Nische entdeckt, um sich von der Konkurrenz abzuheben. Claudia erinnerte sich, die Tankstelle vorhin gesehen zu haben. Sie hatte schäbig und heruntergekommen gewirkt.

Das Wichtigste, was sie in Erfahrung brachte, war das Aussehen von Bradshaw Junior und seinen Jungs. Sobald sie diese Beschreibungen hatte, bezahlte sie ihr Getränk und fuhr die Hauptstraße entlang zur anderen Seite des Ortes.

In der zweiten Bar landete sie den

Volltreffer.

Sie war kaum durch die Tür, da hatte sie sie schon entdeckt. Vier stramme Kerle, alle um die dreißig, standen zusammen am Billard-Tisch. Sie passten perfekt auf die Beschreibung, die Claudia bekommen hatte. Einige hatten Billard-Queues in der Hand, aber sie spielten nicht. Sie tranken und unterhielten sich mit gedämpften Stimmen. Ihre Gesichter wirkten angespannt und gereizt.

So ein Mist, schien wohl nicht ihr Tag zu sein.

Außerdem schienen sie womöglich

zu beratschlagen, was sie dagegen unternehmen konnten.

Junior war dunkelhaarig und gut aussehend. Den Einheimischen zufolge war er das genaue Ebenbild von Bradshaw Senior. Er war um die einsiebenundachtzig groß und hatte den muskulösen Körper eines College-Footballspielers, der infolge jahrelanger Nachlässigkeit etwas füllig um die Mitte wurde.

Gleich nach dem Eintreten blieb Claudia stehen und starrte das Quartett so lange an, bis einer der Männer den Blick hob und sie sah. Wie es der Zufall

wollte, war es Junior. Das gefiel ihr. Er erwiderte ihren festen Blick.

Köder am Haken, Leine ausgeworfen.

Dann ging sie zur Theke. Diesmal bestellte sie ein richtiges Bier. Die Bar sah ihrem Gegenstück recht ähnlich, sie war zwanglos eingerichtet und auf abgewetzte Art gemütlich. Schwarzweißfotos von den Silberminen hingen an den Wänden, und aus den Lautsprechern sang Randy Travis laut »She's my Woman«. Etwas Undefinierbares trennte die Einheimischen von den Durchreisenden,

die nur über Nacht blieben. Claudia wusste nicht genau, was es war. Vielleicht die Art, wie die Leute miteinander redeten.

Sie stützte sich mit verschränkten Armen auf die Theke und trank genüsslich ihr Bier.

Die Männer ließen sie ganze zehn Minuten warten.

»Wie ich höre, haben Sie meinen Hund gefunden«, sagte jemand hinter ihr. »Er ist mir neulich abgehauen, seitdem suche ich ihn. Wollte ihn gerade abholen kommen.«

Der Sprecher war Junior, wie sie mit

einem Blick über die Schulter erkannte. Er lächelte und sah entspannt und selbstsicher aus, ein Mann, der sich seiner Welt und seines Platzes darin sicher war. Er trug Jeans und ein gefüttertes Flanellhemd wie die übrigen Männer aus dem Ort, aber sein Haarschnitt hätte auch in einen Country Club gepasst.

Einer seiner Freunde trat hinter ihn, während die beiden anderen sich links und rechts neben Claudia an die Theke stellten. Sie sah sich nach dem Barkeeper um, der ganz plötzlich auf der anderen Seite des Raums zu tun hatte.

Das war ihr nur recht. Ihr war es lieber, wenn der Barkeeper aus dem Weg war.

Sie drehte sich zu Junior um und sagte: »Da haben Sie falsch gehört. Er ist jetzt mein Hund.«

Junior trat näher an sie heran, die Bewegungen des großen Mannes hatten ihre athletische Geschmeidigkeit noch nicht verloren. Sein Lächeln wurde breiter, und in seinen Augen funkelte der Charme eines Soziopathen. »Das glaube ich nicht«, sagte er. »Sagen Sie mir, was der Tierarzt gekostet hat, und ich gebe Ihnen das Doppelte. In bar. Und dann können Sie wieder in Ihr Auto steigen

und weiterfahren und diese ganze Sache vergessen.«

Sie nahm einen Zug von ihrem Bier, dann stellte sie die Flasche ab, als die beiden Männer links und rechts von ihr näher rückten; ihre ausdruckslosen Gesichter wirkten seltsam bedrohlich. Alle waren sie größer als Claudia und gebaut wie Footballspieler.

Sie sah Junior in die Augen. »Fahr zur Hölle«, sagte sie.

Die Überraschung wischte Junior den Charme aus dem Gesicht. Er machte einen Satz auf sie zu, sodass er sie mit seinem Körper gegen die Bar drückte,

packte links und rechts von ihr den Rand der Theke und brachte sein Gesicht direkt vor ihres.

»Du musst eine unglaublich dumme Schlampe sein«, sagte er.

Köder geschluckt.

»Wusste ich doch, dass du es warst«, sagte sie. Ihre Stimme war sanft und ruhig, während sie ihm ohne zu blinzeln direkt in die Augen sah. »Du hast auf ihn geschossen, und dann hast du auf ihn eingepöbeln. Danach hast du ihm einen Strick um den Hals gebunden und ihn weiß der Himmel wie weit mitgeschleift. Und du warst es nicht

allein, in seinem Körper steckten nämlich zwei Gewehrkugeln von unterschiedlichem Kaliber – und ich habe beide aufgehoben. Also können deine Freunde mit dir zur Hölle fahren.«

»Hast du gehört, wie ich der dummen Schlampe Geld angeboten habe?«, fragte Junior den Mann links von ihr.

»Aber ja, das habe ich, Scott«, sagte sein Freund. »Laut und deutlich hab ich das gehört.«

»Du hättest so einfach davonkommen können«, erklärte ihr Junior.

Leine lockern. Lass den Fisch schwimmen.

»Tja, das glaube ich nicht«, sagte sie. »Hier drin kannst du mir nichts tun. Zu viel Öffentlichkeit. Es sei denn, du willst auch das hier gründlich verbocken. Ehrlich, ich glaube, du weißt gar nicht, was das Wort *dumm* bedeutet und auf wen es zutrifft.«

Mit Interesse beobachtete sie, wie die Wut seine Attraktivität verschlang und ihn hässlich aussehen ließ. Da bist du also, dachte sie bei sich. Jetzt zeigst du dein wahres Ich.

»Nach draußen«, sagte Junior zu den anderen. Er trat zurück, und mit einem Mal kamen die Männer von beiden

Seiten näher und packten Claudia an Oberarmen und Handgelenken, während sie das Geschehen mit ihrem Körper vom Rest der Bar abschirmten.

»Wenn du schreist, brech ich dir den Arm«, flüsterte einer von ihnen.

Sie schrie nicht.

Junior und sein dritter Freund folgten ihnen dicht auf den Fersen. Als sie die Tür erreicht hatten, rannten sie beinahe und hatten Claudia ganz vom Boden gehoben. Sie versuchte sich loszureißen und die Arme frei zu bekommen, doch der Druck auf ihren Schultergelenken war extrem schmerzhaft.

»Bringt sie nach hinten«, sagte Junior.

Claudia hob den Blick, als die Männer sie eilig hinter die Bar schoben. Obwohl sich der Sturm gelegt hatte, war der Nachthimmel immer noch düster und bedeckt. Hinter der Bar parkten einige Autos neben Wüstensträuchern und einer Reihe von Yuccas.

Für ihren Geschmack war es ein bisschen zu nah am öffentlichen Leben, aber immerhin waren sie ungestört. Es gab keine Häuser in der direkten Nähe, und bei der lauten Musik in der Bar würde man drinnen keine Schreie hören.

Schlecht wäre es nur, wenn jemand auf dem Parkplatz vor der Bar ankommen und etwas hören würde, aber es gab jede Menge Möglichkeiten, Geräusche zu dämpfen.

»Ich will wissen, warum du es getan hast.«

»Es interessiert mich einen Scheiß, was du wissen willst«, sagte Junior verächtlich.

»Es steckt eine Geschichte dahinter«, sagte sie. »Und es war nichts Persönliches. Sonst wäre Rodriguez nicht ins Spiel gekommen – es sei denn, ihr hättet etwas wirklich unglaublich

Dämliches angestellt, euch zum Beispiel mit heruntergelassenen Hosen erwischen lassen. Nicht dass es euch nicht zuzutrauen wäre, nach allem, was ich gehört habe.«

»Es wird mir Spaß machen, dir wehzutun«, sagte er. »Und ich werde dir sehr wehtun.«

»Nein, Rodriguez hätte nur mitgemacht, wenn sein Job auf dem Spiel gestanden hätte«, fuhr sie fort. »Und das hieße, dass es deinem Vater irgendwie wichtig gewesen sein muss. Und das, was deinem Vater wichtig ist, ist die Silbermine. Na, wie mache ich

mich bisher? Heiß oder kalt?«

»Du bist ein beschissenes Stück totes Fleisch, das bist du.« Zu den anderen sagte er: »Gleich hier.«

Sie spannte die Bauchmuskeln an, um einen Schlag abzufangen. Die Männer schleuderten sie mit dem Bauch voran auf den Kofferraum eines Wagens und hielten sie vornübergebeugt fest. Durch ihre Jeans und das Sweatshirt spürte sie das beißend kalte Metall. Junior trat von hinten an sie heran und legte die Hände um ihre Taille.

Zeit, den Fisch an Land zu ziehen.

Sie fing an zu lachen. »Mann, bist du

unfähig. Nicht mal das kannst du allein.«

Er packte sie an den Haaren und zerrte brutal daran. »Geht zurück«, fuhr er die beiden Männer an, die Claudias Arme festhielten. Sie ließen sie los, während Junior sie mit seinem Körpergewicht auf den Kofferraum drückte und ihr ins Ohr zischte: »Du hättest den Mund halten sollen. Du hättest weitefahren sollen. Du hättest das Geld nehmen sollen, als ich es dir angeboten habe. Da ist so vieles, was du hättest tun sollen, dass ich annehmen muss, du willst es gar nicht anders. Du wirst noch um Gnade winseln, bevor wir

mit dir fertig sind.«

Während er sprach, schob er die Hände zur Vorderseite ihrer Jeans und suchte mit harten Fingern nach dem Verschluss.

Sie hatte nicht genug Platz, um zu einem richtigen Schlag auszuholen. Eine normale Frau hätte sich nie aus seinem Griff befreien können.

Allerdings war sie keine normale Frau.

Telekinese konnte eine recht heikle Kraft sein. Manche konnten damit Dinge aus der Entfernung beeinflussen. Andere, normalerweise Personen mit einem

geringeren Grad an magischer Energie wie Claudia selbst, mussten alles berühren, was sie bewegen wollten.

Da Claudias telekinetische Begabung nur schwach ausgeprägt war, hatte sie mühsam herausfinden müssen, was sie damit tun konnte und was nicht. Nicht jeder hätte sich diese Arbeit gemacht, aber die Army hatte großes Interesse an ihren Talenten gehabt und viel in ihre Ausbildung investiert. Auch sie selbst hatte dieses Interesse gehabt und bei jeder Gelegenheit, die man ihr bot, hart daran gearbeitet. Als Folge daraus waren ihre Fähigkeiten wohldurchdacht

und ebenso wohltrainiert.

Sie konnte mordsmäßig zuschlagen. Und zutreten. Aus dem Stand konnte sie einen Roundhouse-Punch landen, der einen Zwei-Tonnen-Troll in die Knie zwang.

Wenn sie gegen Angehörige der Alten Völker kämpfte, die schneller waren als sie und deren Körper mehr aushielten, musste sie vorsichtig sein. Dann musste sie strategisch denken. Was dazu geführt hatte, dass sie auch darin gut war. Kämpfen war ein einzigartiger Tanz, in dem jeder ihrer Gegner für einen tödlich kurzen Zeitraum zu ihrem

Partner wurde.

Sie hatte vielleicht zwanzig Zentimeter Platz zur Verfügung. Das war mehr als genug. Sie ramnte den Ellbogen nach hinten und traf Junior in den Bauch.

Junior hustete alle Luft aus seiner Lunge und sackte zusammengekrümmt zu Boden. Claudia wirbelte herum.

Zum Sprechen fehlte dem Mann die Luft. Mit hervortretenden Augen sah er sie staunend an. *Was zum Geier ist hier los?*, fragte sein Blick.

Also beantwortete sie seine Frage. Sie zeigte ihm, was zum Geier hier los

war. Sie trat ihm gegen die Brust und setzte sein eigenes Körpergewicht gegen ihn ein. Der Tritt riss ihn vom Boden und ließ ihn ein paar Meter weiter gegen die Rückwand des Gebäudes krachen. Dann stürmten seine drei Freunde auf Claudia ein, und sie zeigte sie auch ihnen, was zum Geier hier los war.

Als sie mit den Möchtegern-Vergewaltigern fertig war und ging, lagen alle vier am Boden. Zwei waren bewusstlos, einer weinte.

Junior war nämlich nicht der Einzige, der ungemütlich werden konnte.

Claudia konnte ebenfalls verteufelt

ungemütlich werden.

5

Opfer

»Wach auf, Goldstück«, sagte ein Mann.

Sofort war Luis wach. Wieder wäre er fast zum Angriff losgesprungen, aber er konnte sich gerade noch beherrschen, bevor er dem Mann das Gesicht zerfleischt hätte. Es war der ältere Herr. Der Tierarzt. Jackson. Es würde Claudia nicht gefallen, wenn Luis ihn verletzte.

Jackson war ein kluger Mann. Er war eilig zurückgewichen, als Luis

aufwachte. »Ist gut jetzt«, sagte er schroff. Trotz seines offensichtlichen Alters und seiner Erfahrung wirkte der Mann bei seinem Versuch, Luis zu beruhigen, nicht annähernd so selbstsicher wie Claudia vorhin. »Ich habe hier was für dich.«

Luis war im Wohnwagen, aber Claudia war nicht da. Ein fremder Mann – ebenfalls ein Mensch, aber viel jünger als Jackson – stand ein gutes Stück von ihnen entfernt. Stechend durchzog der Geruch seiner Nervosität die Luft.

Luis bleckte die Zähne. Er fühlte sich benebelt, verwirrt und wütend darüber,

dass die Männer den Wohnwagen betreten hatten und Claudia hinausgeschlüpft war, ohne ihn zu wecken. Das wäre nie passiert, wenn er nicht verletzt wäre und so starke Medikamente genommen hätte. Sie hatte versprochen, ihn zu beschützen. Wohin war sie verschwunden?

Dann zeigte Jackson ihm drei Fläschchen mit einer Flüssigkeit. Luis starrte sie an. Jackson wollte ihn daran schnuppern lassen, doch das brauchte er nicht. Vor seinem geistigen Auge leuchteten die Fläschchen vor magischer Energie.

»Keine Sorge, mein Junge«, sagte Jackson. »Ich werde nicht in Babysprache mit dir reden und dich bitten, dein Medi-Happi zu fressen. Ich habe den Eindruck, du würdest mich um einiges eher beißen als sie. Lust auf 'nen Drink?«

»Das ist alles, was wir in der Notfallklinik hatten, Dan«, sagte der fremde Mann. »Du hast mir nicht gesagt, wozu du es brauchst. Du wirst doch nicht ernsthaft einem Hund Heiltränke im Wert von mehreren Tausend Dollar geben, oder?«

»Doch, Stewart, ich glaube, das

werde ich«, sagte Jackson. Mit einem fast lautlosen Grunzen ließ er sich vor Luis auf ein Knie sinken. »Zumindest einen für den Anfang. Dann werden wir ja sehen, wie es läuft.«

»Die Klinik wird mindestens vierundzwanzig Stunden brauchen, um die Tränke zu ersetzen«, sagte Stewart. »Wer wird das bezahlen?«

»Was diesen Teil angeht, bin ich mir nicht ganz sicher«, sagte Jackson. »Ich habe das untrügliche Gefühl, dass das Geld irgendwoher kommen wird. Zum Beispiel würde ich darauf wetten, dass seine neue Besitzerin einspringt. Und

wenn alle Stricke reißen, werde ich es selbst bezahlen, aber ich glaube nicht, dass das nötig sein wird.«

»Er ist ein Hund.«

»Das ist es eben. Ich glaube nicht, dass er nur irgendein Hund ist, Stew.«

Aufmerksam beobachtete Luis, wie Jackson das erste Fläschchen öffnete und den Inhalt auf einen flachen Teller goss. Er stemmte sich ein Stück hoch, damit er trinken konnte, wobei er den brutal explodierenden Schmerz ignorierte. Jackson hatte den Teller kaum auf den Boden gestellt, da hatte Luis schon die Schnauze hineingesteckt. Flach atmend

schleckte er die kleine Menge kostbarer Flüssigkeit auf und zwang seine geschwellenen Schluckmuskeln zur Arbeit. Wie Sonnenlicht, das plötzlich hinter Wolken hervortritt, explodierte die magische Energie in seinem Körper und breitete sich aus, bis sich seine wunde, aufgeschürfte Haut anfühlte, als hätte sie Feuer gefangen.

»Noch einen?«, fragte Jackson.

Luis nickte.

»Ja, schieß die Wand an«, sagte Stewart. Der Mensch klang erschüttert.

»Ein aufrichtiger, wenn auch unappetitlicher Kommentar«, sagte

Jackson. Er atmete hörbar aus und goss den zweiten Trank auf den Teller. Dann den dritten.

Luis schlang alles hinunter.

»Was dagegen, wenn ich dir ein paar von den Verbänden abnehme?«

Luis knurrte. Er trank immer noch.

»Oh-kay«, sagte Jackson und wich zurück. »Schätze, du kriegst die Verbände schon selbst ab.«

Luis trank den Rest des letzten Heiltranks aus und legte sich wieder hin. Als sich der Heilungszauber in seinem misshandelten Körper ausbreitete, keuchte er auf. Gebrochene Rippen und

gerissene Muskelfasern wuchsen zusammen, Haut schloss sich. Heiltränke waren unglaublich wirksam, allerdings nicht schmerzfrei. Es fühlte sich an, als stünde sein ganzer Körper in Flammen.

Zum Glück waren die Menschen klug genug, genügend Abstand zu halten, solange der Prozess andauerte, denn für einen kurzen Moment war Luis wie blind und hatte sich nicht mehr unter Kontrolle. Wäre einer der Männer dumm genug gewesen, ihn anzufassen, hätte Luis ihn womöglich wirklich zerfleischt.

Nach einem konturlosen Zeitraum ließ das Feuer in seinem Körper nach.

Vorsichtig streckte er sich und registrierte die Veränderungen. Die Schmerzen in seinem Brustkorb und dem Rest seines Körpers waren jetzt gedämpft. Vollständig geheilt war er nicht, dafür waren die Verletzungen zu schwer gewesen, außerdem war die magische Energie, die in Heiltränken gespeichert war, nicht so wirkungsvoll wie der frisch ausgesprochene Zauber eines Heilers.

Aber die von seinen Verletzungen und den Medikamenten verursachte Orientierungslosigkeit war verschwunden, und endlich arbeitete

sein Verstand wieder. Er konnte tief Luft holen, ohne den stechenden Schmerz in der Brust zu spüren, seine Schürfwunden waren nicht mehr offen, und auch die Schussverletzungen hatten sich so weit geschlossen, dass sie nicht mehr bluteten.

Das alles konnte den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten, denn jetzt war er nicht mehr hilflos.

Er steckte die Schnauze unter die Decke, um mit den Zähnen an seinen Verbänden zu zerren. Dann wälzte er sich auf alle vier Pfoten und wechselte seine Gestalt. Während der

Verwandlung stand er auf und zog instinktiv den Kopf ein, für den Fall, dass die Decke des Wohnwagens nicht hoch genug für ihn war.

Jackson und Stewart wichen einige Schritte zurück und starrten ihn an. O ja, diese Reaktion kannte er schon, meistens von Männern. Wenn er aufrecht stand, kam er auf einen Meter achtundneunzig, und sein Körper bestand nur aus Muskeln.

Frauen kamen normalerweise ein paar Schritte näher.

Stewart flüsterte: »Meine Fresse.«

»Wo ist sie hin?«, wollte Luis von

Jackson wissen. Vorsichtig ließ er die Schultern kreisen und streckte seine steifen Halsmuskeln.

»Sie wollte in die Bars«, sagte Jackson. »Ist jetzt seit etwa einer Stunde weg.«

Luis stieß einen Fluch aus, während er im Geiste noch einmal seinen Zustand überprüfte. Er musste seine Sachen holen, aber vorher musste er zu Claudia, um sicherzugehen, dass es ihr gutging.

Was zum Teufel hatte sie sich dabei gedacht, auszugehen? Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, wozu Scott Bradshaw und seine Freunde fähig

waren, und dank Rodriguez dürfte inzwischen allgemein bekannt sein, welche Rolle sie bei den heutigen Ereignissen gespielt hatte.

Die nächste Bar war fast anderthalb Kilometer entfernt. Konnte er so weit laufen? Ja, er könnte es, aber es würde unangenehm werden, weil seine Rippen noch nicht ganz verheilt waren. In einem, vielleicht zwei Tagen würde das keine Rolle mehr spielen, und er würde den ganzen Tag lang rennen können, aber so weit war er noch nicht.

»Ich brauche Kleidung«, sagte er.
»Und ich muss mir Ihren Wagen leihen.«

Jackson schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen, mein Junge, aber ich habe nichts zum Anziehen, was dir passen könnte.«

»Vielleicht kann er sich in eine Jogginghose zwängen«, sagte Stewart. »Oder in eine weite Boxer-Shorts, wenn du so was trägst. Du weißt schon, um wenigstens das Wesentliche zu bedecken ...« Der Mensch hielt den Blick abgewandt, während er vage auf die Gegend unter Luis' Taille deutete.

Zu einem anderen Zeitpunkt hätte Luis darüber gegrinst, welches Unbehagen seine Nacktheit bei dem

Menschen auslöste, aber nicht jetzt. Seine Muskeln zuckten unter dem Einfluss des Adrenalins, und jedes Wort, das sie sprachen, war für ihn verlorene Zeit. Er hätte wieder seine Hundegestalt annehmen und den unbequemen Weg zu den Bars auf sich nehmen können, wollte aber niemandem einen Vorwand liefern, einen gefährlichen Streuner zu erschießen, der wild durch die Stadt lief. Es war besser, seine Menschengestalt zu behalten und mit dem Auto zu fahren.

Außerhalb des Wohnwagens rief ein Mann: »Dan, Stewart – was treibt ihr da

drin so lange? Spielen wir heute noch weiter?«

»Ich werde anprobieren, was du da hast«, sagte Luis zu Jackson.

»Okay«, antwortete Jackson.

Als sich die beiden Menschen gerade zum Gehen wandten, flackerten hinter den Fenstern des Wohnwagens zwei Lichter auf. Ein Wagen bog um die Hausecke und kam zum Stehen. Die Scheinwerfer erloschen. Behutsam schob Luis den Vorhang beiseite und sah hinaus, und das Rinnsal von Adrenalin in seinem Blut schwoll zu einer Flut an.

Der Wagen war ein 1984er BMW,

und aus der Fahrertür stieg Claudia. Sie trug noch immer Jeans und ein schwarzes Sweatshirt, und das Licht aus den Fenstern des Hauses fiel auf ihren schlanken, anmutigen Körper und das harte, gefasste Gesicht. Für einen kurzen Moment blitzte Metall auf, als sie die Glock hinten in ihren Hosenbund schob. Luis entspannte sich, die drängende Unruhe ließ nach. Er ließ den Vorhang wieder zurückfallen.

»Bin gleich wieder da«, sagte Jackson. Stewart war schon draußen; die kalte Nachtluft wirbelte ins Innere des Wohnwagens.

Luis nickte, sah den anderen Mann an und sagte: »Danke. Für alles.«

Jackson erwiderte das Nicken, dann schloss er im Hinausgehen die Tür hinter sich.

Wieder schob Luis den Vorhang zur Seite. Er beobachtete, wie Jackson Claudia abging und die beiden dicht beieinander standen und miteinander sprachen. Claudias Blick wanderte zum Wohnwagen.

Luis wandte sich vom Fenster ab und sah sich die Einrichtung an. Nach kurzem Zögern ging er zu der dunklen Schlafnische, nahm eines der Laken und

faltete es einige Male zusammen, ehe er es sich um die Hüfte schlang. Um wenigstens das Wesentliche zu bedecken, wie der Mann gesagt hatte.

Er war gerade dabei, das Laken zusammenzuknoten, als die Tür zum Wohnwagen wieder geöffnet wurde. Beim Eintreten sagte Claudia: »Jackson hat mir von dem Heiltrank erzählt und auch, dass du ...« Ihre Stimme brach abrupt ab.

Mit erhobener Braue drehte er sich zu ihr um, und ein eitler Teil von ihm sah mit tiefer Befriedigung, dass sie genauso von den Socken zu sein schien wie

Jackson und Stewart vorhin. Ihre lebhaften grünen Augen wirkten bestürzt.

Dann hob sich ihr wunderschöner Mund an einer Seite. Sie sagte: »Meine Güte, Goldstück, du bist aber wirklich ein Riesenvieh.«

»Ja«, sagte er.

Mit gemächlichen Bewegungen trat er auf sie zu. Die Entfernung war nicht groß, vielleicht vier Schritte. Ihre Miene wurde misstrauisch und ihr Blick wachsam, aber wie er erfreut feststellte, wich sie nicht zurück – anders als Jackson und Stewart. Bereit, beim ersten Anzeichen von Widerwillen den

Rückzug anzutreten, beugte er den Kopf und neigte ihn zur Seite. Er registrierte, dass sie den Atem anhielt, wohingegen er selbst tief einatmete und ihren warmen Duft in sich aufnahm, der eine Spur Waffenöl und jetzt auch einen Hauch Bier in sich trug.

So gottverdammst sexy. Und jetzt war das nicht mehr hypothetisch.

Behutsam drückte er die Lippen ganz kurz auf die Rundung ihres hohen, festen Wangenknochens und zog sich dann zurück, um ihr in die Augen zu sehen. Leise sagte er: »Danke, dass du mir das Leben gerettet hast.«

Die misstrauische Starre wich aus ihrem hochgewachsenen Körper, und sie schenkte ihm ein schwaches, aber echtes Lächeln. An den Mund- und Augenwinkeln hatte ihre glatte, gebräunte Haut winzige Lachfältchen.

»Gern geschehen, Luis.«

Zum ersten Mal an diesem Abend wirklich aufgewühlt, versuchte Claudia zu verbergen, welche Wirkung Luis in seiner menschlichen Gestalt auf sie hatte.

Er war so groß, dass er aufpassen musste, nicht mit dem Kopf an die Decke

des Wohnwagens zu stoßen. Sein Körper schien nur aus großen, schweren Muskeln über starken, robusten Knochen zu bestehen, und er hatte eine breite, kräftige Brust, die sich zu einem langen Waschbrettbauch verjüngte. Seine glatte, seidig aussehende Haut war das Geschenkpapier an diesem weltgrößten Weihnachtsgeschenk, und das Laken, das er sich um die Hüfte gebunden hatte, war die Schleife. Die dunklen Augen in seinem kühn geschnittenen Gesicht hatten die Farbe von Bitterschokolade, und seine Lippen waren so voll und sinnlich, dass es mädchenhaft hätte aussehen

müssen – was es aber nicht tat. Sein dichtes, schwarz glänzendes Haar war ganz leicht gewellt. Es war eine Spur zu lang für diesen Schnitt, sodass es ihm in die Augen fiel, als wäre sein Friseurbesuch ein paar Wochen überfällig.

Mit der selbstverständlichen athletischen Sicherheit eines Kriegers kam er auf sie zu, und als sein Mund ihre Wange streifte, fühlte er sich so warm auf ihrer kühlen Haut an.

Sie war den Umgang mit großen, harten Männern gewohnt und hatte Erfahrung darin, sie bei Kampfeinsätzen

zu befehligen. In gewisser Hinsicht war ihr Luis' körperliche Gegenwart so verdammt vertraut, dass sie ihr ein tröstliches Gefühl vermittelte. Und das allein war schon verstörend, denn ihr Bauch bestand darauf, dass sie diesen Mann kannte und seine Gegenwart ein Loch ausfüllte, das sie seit dem Verlust ihrer Einheit und ihrem Abschied von der Army in sich trug.

Als wäre das nicht genug, um sie aus dem Gleichgewicht zu bringen, lag in seiner Gegenwart eine intensive Vitalität, durchströmt von einer dunklen, wilden Erotik. Sie war heißblütig,

übermächtig und erfüllt von einem Wissen, das er in seiner DNS trug und das sich in jeder seiner gemächlichen, geschmeidigen Bewegungen und in den dunklen, intelligenten Augen manifestierte.

Das hier war ein Mann, der jede Menge Sex hatte, und sehr, sehr großen Gefallen daran fand. Und warum auch nicht? Seit dem Tag, an dem er in die Pubertät gekommen war, musste sich Unmengen Frauen (und wahrscheinlich auch so mancher Mann) bei seinem Anblick mit Angeboten geradezu überschlagen haben.

Und auch Claudia war nicht immun gegen seine ganz besonders potente Art von Alchemie.

Seit über drei Jahren hatte sie kein sexuelles Interesse oder Verlangen mehr gespürt. Sie hatte sich tatsächlich mit dem Gedanken abgefunden, dass dieser Teil ihres Lebens womöglich vorbei war, was es umso schockierender machte, dass ihre Sexualität jetzt in ihr Leben zurückkehrte – mit der Wucht eines brennenden Streichholzes, das in einen See aus Kerosin geworfen wird. Hitze durchflutete ihren Körper, und sein kleines Lächeln verriet ihr, dass er es

wusste. Er musste an ihrem Geruch ablesen können, dass sie sich zu ihm hingezogen fühlte.

Und der letzte Tiefschlag: Er war so gottverdammt jung.

Gottverdammt. *Jung*.

Gütiger Jesus, selbst wenn sie berücksichtigte, dass er kein Mensch war, sondern ein Wyr, war sie doch ziemlich sicher, dass er etwa Mitte zwanzig sein musste.

Was hieß, dass sie gut und gern fünfzehn Jahre älter war als er.

Fünfzehn Jahre. Damit war sie rein biologisch alt genug, um seine Mutter

sein zu können.

Sie wandte sich ab, wusste nicht, was sie mit ihren Händen anfangen sollte. Als sie auf ihre Finger hinabsah, stellte sie fest, dass sie zitterten. Sie ballte die Hände zu Fäusten, um das Zittern gewaltsam zu unterdrücken.

»Jackson sagte, du wärest in den Bars gewesen«, sagte er. Seine Stimme mit dem leisen Anflug eines Akzents war wie alles andere an ihm: tief und dunkel und sündhaft wie flüssige Schokolade.

Was war nur aus ihrer Abschirmung geworden, an der sie in den letzten Jahren so hart gearbeitet hatte? Sie war

von der Wüstensonne und den Qualen eines Tiers abgetragen worden, und jetzt fühlte sich Claudia nackt und gefährlich verwundbar. Für einen Augenblick musste sie die Zähne zusammenbeißen, ehe sie antworten konnte.

»Ich habe dir – uns – etwas Zeit verschafft.«

»Wie?« Er war so leichtfüßig und leise, dass sie seine Bewegungen nicht einmal bemerkte, bis sie hörte, wie die Kühlschranktür geöffnet wurde. »Was dagegen, wenn ich mir was von dem Tee nehme?«

»Bedien dich.« Als sie sich

geringfügig besser unter Kontrolle hatte, drehte sie sich zu ihm um. An den frisch verheilten Stellen war sein gewaltiger Rücken noch mit blassen Narben überzogen, und die Schatten des Muskelspiels liefen über seine Haut, als Luis den Deckel von der Teeflasche schraubte und den Kopf zum Trinken in den Nacken legte. Bestimmt war seine Haut warm. Claudia fragte sich, ob sie so seidig war, wie sie aussah, und musste die Augen vor diesem Anblick verschließen. Dann fiel ihr wieder ein, dass er ihr eine Frage gestellt hatte, und sie sagte: »Ich habe die Aufmerksamkeit

von Bradshaw Junior und Konsorten auf mich gelenkt.«

Im nächsten Augenblick spürte sie, wie sich seine Hände um ihre Schultern schlossen. Gott, er war so schnell. Seine Hände waren groß und stark. Hätte jemand anderes sie auf diese Art gepackt, hätte sie ihn zu Boden geworfen, doch in diesem Fall tat sie es nicht. Stattdessen öffnete sie die Augen.

Er sah angespannt aus, in seinem dunklen Blick lag Besorgnis. »Was haben sie getan?«

»Sie haben einen Plan geschmiedet, dich holen zu kommen«, sagte sie. »Ich

hatte schon befürchtet, dass sie so etwas vorhaben könnten. Der Sandsturm war in die Stadt gezogen, die Telefonleitung war unterbrochen, und du warst so schwer verletzt, dass du nicht transportfähig warst. Ich hatte keine Ahnung, dass Jackson so innovativ sein würde, einen Heiltrank aufzutreiben. Also habe ich dafür gesorgt, dass ich mit ihnen allein war, und ihnen ein paar Knochen gebrochen.«

»Ein paar Knochen gebrochen?«, fragte er mit ausdrucksloser Miene.

Sie lächelte. »Vor Tagesanbruch müsste sie jemand finden. Wenn sie

nicht schon auf dem Weg in die nächste Notaufnahme sind, werden sie es bald sein. Luis, die Kerle sind außer Gefecht. Das wird die Aufmerksamkeit von Bradshaw Senior erregen, was die Lage auf lange Sicht verschlimmern dürfte, aber ohne Handyempfang und Festnetz wird ihm jemand die Nachricht persönlich überbringen müssen. Ich gehe auch davon aus, dass Rodriguez früher oder später hier auftauchen wird, aber das hielt ich für einen angemessenen Preis dafür, dass du, Jackson und seine Poker-Kumpel heute Nacht in Sicherheit seid. Ich würde mich nicht allzu sehr

entspannen, falls Rodriguez übereifrig wird, aber eigentlich sollte bis zum Morgengrauen alles ruhig bleiben.«

»Du bist sicher«, sagte er. Sein Griff würde blaue Flecken auf ihren Schultern hinterlassen. Sie glaubte nicht, dass ihm das bewusst war. »Du bist sicher, dass sie außer Gefecht gesetzt sind.«

Sie fand wieder Halt. Plötzlich ganz ruhig, begegnete sie seinem Blick und sagte sanft: »Ich bin ziemlich sicher. Ich wusste, was ich tat, und kann dir versprechen, dass ich sie ordentlich erwisch habe.«

Sein Gesicht nahm einen rohen

Ausdruck an, und die Erinnerung an den Albtraum kehrte in seine wunderschönen dunklen Augen zurück. Er flüsterte: »Verdammt, ich wünschte, ich hätte das gesehen.«

Wieder konnte sie seinen Schmerz spüren. Ein Kloß bildete sich in ihrer Kehle, und sie musste schlucken. Wenn sie nur ein bisschen Zeit für sich allein hätte, könnte sie vielleicht einen Weg finden, sich gegen solchen Mist abzuschildern.

Noch immer hielt er ihre Schultern fest umklammert. Sie legte ihre Hände auf seine, strich über seinen breiten,

starken, von Sehnen durchzogenen Handrücken. »Ich wünschte auch, du hättest es gesehen«, sagte sie. »Aber jetzt musst du mir erklären, was hier los ist. Es hat etwas mit der Mine zu tun, oder?«

Das riss seinen Blick in die Gegenwart zurück.

»Ja«, sagte er.

Es klopfte kurz an der Tür, und gleich darauf trat Jackson ein. Er hatte ein Bündel Kleidung dabei. »Ich weiß ja nicht, Goldstück«, sagte er. »Vielleicht ist hier etwas dabei, womit du über die Nacht kommst. Brauchst du die

Schlüssel zu meinem Wagen noch?«

Ein plötzliches Funkeln hellte Claudias grüne Augen auf, und Luis unterdrückte ein Grinsen. Er wandte den Blick nicht ab und ließ sie auch nicht los, als er sagte: »Ich heiße Luis Alvarez. Da Claudia jetzt wohlbehalten wieder da ist, dürfte das Transportproblem nicht mehr so dringend sein.«

»Aha«, sagte Jackson. »Na, das sind dann wohl gute Nachrichten, oder?«

»Ja, das sind es«, sagte Luis. »Für den Moment.«

Dann musste er sich dem

Unausweichlichen fügen, als sich Claudia vorsichtig aus seinem Griff löste und an Jackson wandte: »Ich möchte, dass Sie trotzdem so schnell wie möglich nach Fresno aufbrechen. Würden Sie das bitte tun?«

Jackson nickte nachdenklich. »Die nächtliche Pokerrunde brauchen wir wohl nicht mehr, was?«

»Nein«, sagte Luis. Er nahm das Kleiderbündel von dem älteren Mann entgegen und sah es durch. Dann fügte er hinzu: »Richten Sie Stewart bitte aus, dass ich seiner Klinik die Heiltränke erstatten werde.«

»Mach ich«, sagte Jackson, dann zögerte er. »Werden Sie mir irgendwann verraten, was hier los ist?«

»Es gibt Ärger mit der Mine«, sagte Luis, sah dann Claudia an und verstummte.

Jackson schob die Zunge in die Innenseite seiner Wange und blickte von einem zum anderen. Schließlich seufzte er. »Also gut, ich fahre. Aber nur, wenn Sie versprechen, mir irgendwann die ganze Geschichte zu erzählen.«

»Versprochen.« Luis streckte ihm die Hand entgegen und sagte ernst: »Ich schulde Ihnen mehr, als ich je

wiedergutmachen kann.«

Jackson schüttelte ihm die Hand.
»Das heißt, ich kann Ihnen Ihre eigene
Tierarztrechnung unter die Nase
reiben?«

Er grinste. »Das hoffe ich doch.«

Dann sahen Jackson und Claudia
einander an. Jacksons Stimme wurde
schroff. »Du wirst nicht einfach
verschwinden, sobald ich dir den
Rücken zukehre, oder?«

Lächelnd schüttelte sie den Kopf.
»Auch ich bin dir etwas schuldig.
Mindestens ein paar Heineken. Wenn
nicht sogar ein Abendessen.«

»In Ordnung.« Jackson seufzte schwer und sah sich im Wohnwagen um. »Ihr braucht nicht abzuschließen, wenn ihr geht. Ich hoffe immer noch, dass irgendwer diesen alten Fernseher klaut.«

6

Tod

Claudia folgte Jackson zur Tür. Luis wandte sich ab, damit die beiden einen Augenblick unter sich waren. Er schüttelte eine verwaschene blaue Jogginghose aus, hielt sie sich vor den Bauch und begutachtete die Länge. Sie hörte auf halber Höhe seiner Waden auf.

Die Tür wurde geöffnet und geschlossen. Dann stieß Claudia leise die Luft aus, und ohne hinsehen zu

müssen, wusste er, dass sie lachte.
»Darin wirst du aussehen wie der
Unglaubliche Hulk.«

»Ich weiß«, sagte er.

»Gib mal her«, sagte sie. »Ich
schneide den Gummibund ab.«

Er reichte ihr die Hose und
inspizierte dann die T-Shirts aus dem
Kleiderbündel. Sie waren alle zu schmal
für seine breiten Schultern. Er gab es
auf, warf die Kleider beiseite und suchte
im Kühlschrank nach dem
Rindfleischgericht. Plötzlich fühlte er
sich ausgehungert. Er verschwendete
keine Zeit damit, das Essen in der

Mikrowelle aufzuwärmen. Sobald er eine Gabel gefunden hatte, fing er an, sich das Essen in den Mund zu schaufeln.

Claudia blieb stumm. Auch ohne sie direkt anzusehen, bekam er alles mit, was sie tat. Jeden Atemzug. Sie hob die Decken vom Boden auf, faltete sie zusammen und legte sie in die dunkle Schlafnische. Dann rollte sie ihren Schlafsack zusammen. Sie ging mit äußerster Effizienz vor und drängte ihn nicht zu einer Erklärung, mit keinem einzigen Wort und keiner ihrer Bewegungen. Sie wartete darauf, dass er

von sich aus anfang zu sprechen, und jede ihrer sparsamen, fließenden Bewegungen war pure Poesie.

O Scheiße, bei ihrem Anblick versteifte sich sein ganzer Körper. Er wollte sie mehr, als er je zuvor irgendjemanden oder irgendetwas gewollt hatte. Um ehrlich zu sein, war er bis zu diesem Tag ein ziemlich promiskuitiver Windhund gewesen. Die Flammen der Leidenschaft tanzten direkt unter seiner Haut.

Viel zu schnell war das Essen vertilgt. Mit dem letzten Brötchen tunkte er die kalte Sauce auf und starrte in die

leere Schachtel. Dann hörte er Claudias Stimme. Sie klang belustigt. »Im Kühlschrank ist noch mehr zu essen. Iss, so viel du willst. Iss alles auf.«

Er sah sie dankbar an und stürzte sich dann auf den Kühlschrank, um die Wurst, einen halben Laib Brot und ein paar Becher Joghurt zu verschlingen. Er aß schnell, mehr um seinem strapazierten Körper Treibstoff zu liefern, als zum Genuss. Als er gerade den letzten Joghurtbecher leerte, hörte er ein seltsames Geräusch.

Flapp. Flapp. Flapp.

Ihm fiel ein, dass er es schon mal

gehört hatte.

Flapp. Flapp. Flapp. Flapp.

Er sah zu Claudia, die auf der kurzen Seite der L-förmigen Couch am Tisch saß. Sie hatte den Gummibund der Jogginghose abgeschnitten und die Hose auf den Tisch gelegt. Jetzt mischte sie ein Kartenspiel. Sie deckte die obersten sieben Karten auf, sammelte sie wieder ein, mischte die Karten und deckte abermals die ersten sieben Karten auf. Ein mattes Glühen magischer Energie ging von den Karten aus.

Fasziniert trat er zu ihr, und sein Körper reagierte so heftig auf ihre Nähe,

dass sein Schwanz hart wurde und das Laken zeltförmig ausbeulte. Schnell griff er nach der Jogginghose und hielt sie lässig vor sich, um seine Leistengegend zu verdecken.

Claudia sah auf. Tief befriedigt stellte er fest, dass sie den Blick schnell abwandte, nachdem er auf seine breite Brust gefallen war. Ihre natürliche Selbstbeherrschung war so ausgeprägt, dass jede noch so kleine Reaktion für ihn so laut war wie ein Aufschrei. Und ihr sauberer Duft, in dem noch immer dieser Hauch von Waffenöl lag, trug jetzt die dunkle Note sexueller Anziehung.

Er liebte es. Liebte sie. Die gemeißelte, sinnliche Reife ihrer Züge war ganz anders als die mädchenhaft rundlichen Gesichter der jungen Frauen, die er bisher gekannt hatte. Sie war allen anderen, mit denen er sich bisher eingelassen hatte, so weit überlegen, sie war vielschichtig und differenziert, geschmeidig wie eine Gewehrkuugel und genauso gefährlich. Er hatte keine Ahnung gehabt, dass jemand all das verkörpern konnte, was er bewunderte, und zugleich ein solches Verlangen in ihm entfachen konnte.

Ohne eingebildet zu sein, wusste er,

dass die Natur ihn großzügig beschenkt hatte. Er sah mehr als nur annehmbar aus, besaß körperliche und geistige Stärke. Bis jetzt war er auf halber Kraft durch sein Leben gegondelt, hatte bei Dates Interesse vorgetäuscht und Sex im Überfluss gehabt. Und alles war ihm viel zu leicht zugeflogen.

Alles war zu einfach gewesen – und dann hatte er Claudia getroffen. Jetzt erwachte etwas in ihm, das sein ganzes Leben lang zusammengekauert tief in seinem Inneren geschlummert hatte. Dieses Etwas entfaltete sich und sagte: *Endlich hast du eine Herausforderung*

vor dir, für die es sich zu kämpfen lohnt.

Und Teufel auch, sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Er konnte seine Flagge einfach nicht dazu bringen, flacher als auf Halbmast zu wehen.

Er spürte den Drang zu knurren, sich vorzubeugen und sie wild zu küssen. Er wollte alle Gedanken an den Rest der Welt in den Wind schlagen. Er fragte sich, wie Claudia wohl reagieren würde, wenn er das täte, ob sie seinen Kuss erwidern oder ihn wegstoßen würde ... O Mann, diesen Schwachsinn, der da durch seinen Kopf galoppierte,

musste er ganz dringend einfangen und hart an die Kandare nehmen.

Denn die Gedanken an den Rest der Welt waren wichtig. So wichtig, dass er dafür Blut vergossen und fast sein Leben gelassen hätte.

Claudia hatte sich wieder ihrer Tätigkeit zugewandt. Er beobachtete, wie sie die ersten sieben Karten des Tarot-Spiels aufdeckte und erkannte die Götter auf den einzelnen Karten. Nadir, Camael, Hyperion, Taliesin, Will, Azrael und Inanna. Die Tiefen, der Herd. Das Gesetz, der Tanz, das Opfer, Tod und Liebe.

Dann hob Claudia die Karten auf, mischte den Stapel – sie mischte ihn richtig, wie Luis sehen konnte – und drehte wieder die ersten sieben Karten um. Wieder erschienen alle Götter.

Ach du Scheiße.

»Was machst du da?«, fragte er. Allen Fluchtreflexen zum Trotz wuchs seine Faszination.

Sie sagte: »Ich beschäftige meine Hände, bis du bereit bist, mit mir zu reden.« War ihre Stimme eine Spur heiser?

Ihm wäre noch eine andere Beschäftigung für ihre Hände

eingefallen. Fast wäre ihm das herausgerutscht. Jemand sollte ihm eins über den Schädel ziehen.

Er deutete auf die Karten, die auf dem Tisch ausgelegt waren. »Wie machst du das?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Das machen die Karten schon die ganze Zeit, seit ich sie in New York von jemandem bekommen habe.«

Er hielt seine Handfläche einige Zentimeter über ihre, während sie die Karten mischte. Eine warme, uralte magische Energie schmiegte sich an seine Haut. »Sie sind alt«, sagte er.

»Wie lange hast du sie schon?«

»Seit Januar. So eine seltsame Frau hat mich auf der Straße angehalten. Sie hat gesagt, die Karten wollten zu mir, und mir die Schachtel in die Hand gedrückt.«

»Magische Gegenstände haben oft ihren eigenen Willen, und sie beeinflussen die Welt auf eine Weise, die wir nicht begreifen«, sagte er.

Claudia runzelte die Stirn. Offenbar gefiel ihr diese Vorstellung gar nicht.

»Was ist aus der Frau geworden, die sie dir gegeben hat?«

Sie zuckte die Schultern. »Ich weiß

es nicht. Ich habe sie danach nicht mehr wiedergesehen, und seitdem verhalten sich die Karten so. In einem Online-Forum habe ich eine Diskussion darüber gefunden. Der allgemeinen Meinung zufolge sollte es heißen, dass die anstehenden Ereignisse von ›lebensverändernder Bedeutung‹ sind. Es kommt mir vor, als würden mich die Karten anschreien, aber ich verstehe nicht, was sie sagen.«

Lebensverändernde Bedeutung. O ja, das glaubte Luis auch. Aber wenn immer wieder alle sieben Karten des Großen Arkanums auftauchten, war er sich

ziemlich sicher, dass sich diese Veränderung auf weitaus mehr als nur eine Person beziehen musste.

Irgendwie war sie genau zum richtigen Zeitpunkt in Nirvana gelandet, um ihm das Leben zu retten. Dieses Kartenspiel, dieser alte Gegenstand mit großer magischer Energie, übte womöglich einen Einfluss auf die Welt aus, der nichts damit zu tun hatte, ob Claudia verstand, was ihr die Karten zu sagen versuchten. Luis hatte Legenden über heilige Objekte gehört, die von den Göttern in die Welt gesetzt worden waren, um ihren Willen geschehen zu

lassen. Machinae wurden sie genannt. Die Maschinen.

Aber das waren Legenden. In seinen Augen war das hier einfach nur ein Kartenspiel.

»Wenn wir Zeit haben, werde ich dir richtig die Karten legen«, sagte er.

Ihr Kopf fuhr hoch. »Du weißt, wie man das Tarot liest?«

»Ich bin nicht so gut wie meine Großmutter. Sie ist eine *Bruja*«, sagte er. Auf ihren verständnislosen Blick hin fügte er hinzu: »Eine Hexe. Sie lebt in New Mexico. Alles, was ich weiß, habe ich von ihr gelernt. Bei ihr bin ich

aufgewachsen.« Da gerade von den großzügigen Geschenken der Natur die Rede gewesen war – er war nicht einmal in Armut aufgewachsen. Eine kompetente Bruja verdiente gutes Geld, und seine Großmutter lebte in einem schicken Farmhaus mit drei Schlafzimmern in einem Vorort von Albuquerque. Sie hatte seine College-Gebühren bezahlt und unterstützte sogar seine Besessenheit vom Snowboardfahren.

Claudia legte die Karten weg, fuhr sich mit den Händen durch die geschmeidigen, hellen Haare und

massierte sich mit einer müde wirkenden
Bewegung den Hinterkopf. »Also, wie
kommt's, dass du hier in Nirvana
niedergeschossen und
zusammengeschieden wurdest,
Goldstück?«

Als er sie ansah, spürte er einen
neuerlichen Schub der Erregung, und
sein ungezogener Penis wurde noch
härter. Er wollte ihre Hände
wegschieben und die Massage
übernehmen, wollte ihr die Müdigkeit
wegmassieren, bis sie ihn mit dem
gleichen Verlangen ansah, das er
empfand. Er suchte nach irgendeinem

verfluchten Vorwand, um sie noch einmal zu berühren. Scheiße. Schnell machte er auf dem Absatz kehrt und durchschritt den winzigen Flur in Richtung Bettnische, bis er außerhalb ihrer Sichtweite war.

»Ich bin Friedenswächter beim Tribunal der Alten Völker«, sagte er. Er riss sich das Laken von der Hüfte, knüllte es zusammen und warf es aufs Bett.

»Du bist bei der Polizei vom Tribunal der Alten Völker? Das sind Eliteposten.«

Himmelherrgottnochmal, allein beim

Klang ihrer Stimme zuckte sein Schwanz heftig. »Ich habe dort keinen hohen Rang. Das hier sollte eigentlich nur ein unbedeutender Auftrag sein.«

»Der mit der Mine zu tun hat.«

Er legte die Hand an seine Erektion, dachte daran, dass sie nur ein paar Schritte entfernt saß, und vielleicht war seine Hand ein wenig verrutscht und er hatte sich ein- oder dreimal gestreichelt.

Na klar. Sich einen runterzuholen, während er mit ihr sprach und sie nichts davon mitbekam, das war so dermaßen daneben. Und außerdem hatte es nichts mit den größeren Problemen zu tun, die

sie in die Hand nehmen mussten. Sozusagen. Er drehte sich um und ließ sich nach vorn fallen, bis seine Stirn mit einem hörbaren *Rums* gegen die Wand stieß.

»Alles okay mit dir?«, fragte Claudia.

»Ja, klar«, sagte er heiser. »Ich muss mir diesen Geruch nach Desinfektionsmittel abduschen. Dauert nur eine Sekunde.«

Er huschte in das Liliputaner-Bad, drehte das kalte Wasser auf und stieg unter die Dusche. Der Schock der kalten Brause war wie ein Schlag in die

Magengrube und genau das, was er brauchte. Nach neunzig Sekunden und flüchtigem Kontakt mit der Seife kam er wieder heraus, trocknete sich ab und stieg in die Jogginghose. Sie lag überall sehr eng an, spannte über den Oberschenkeln und seinem Hintern und saß extrem fest am Becken, aber immerhin bot sie ein Mindestmaß an Verhüllung.

Als er diesmal in den Wohnbereich zurückkam, fiel Claudias Blick auf einen tieferen Punkt als seine Brust. Für einen winzigen Augenblick sah sie wieder bestürzt aus, und er hätte schwören

können, dass ein Hauch von Farbe über ihre Wangen gehuscht war.

Lass es *sein*, sagte er streng zu seinem Schwanz.

Und dieses Mal, o Wunder, hörte sein Schwanz auf ihn.

Claudia senkte den Kopf und rieb sich den Nacken. Dann sah sie ihn von unten herauf mit ruhigem, gelassenem Blick an. Verdammt, diese Frau hatte ihre Gefühle im Griff. Würde er alles an ihr auf so verrückte Art scharf finden?

»Luis, wir müssen über den unsichtbaren Elefanten in diesem Wohnwagen reden, für den ist hier

nämlich kein Platz«, sagte sie.

Das klang, als könnte es der Auftakt zu einer Abfuhr sein. Ganz sicher war er nicht, denn er hatte noch nie auf der Empfängerseite einer Abfuhr gestanden. Er beschloss, auch diesmal nichts in Empfang zu nehmen, sondern zum Angriff überzugehen.

»Ich weiß«, sagte er. »Ich fühle mich wahnsinnig zu dir hingezogen, aber wir haben keine Zeit dafür, und im Augenblick ist es unangebracht.«

Er hatte sie überrascht. Ihre glatten Augenbrauen hoben sich. »Das ist es allerdings.«

»Da wir im Moment über wichtigere Dinge nachdenken müssen, sollten wir dieses Gesprächsthema auf später verschieben.« Er konnte nicht widerstehen, sie noch einmal zu berühren, und legte eine Hand auf ihre Schulter.

Sie wandte den Kopf, sah erst auf seine Hand, dann hinauf zu ihm. Als sich ihr Blick hob, schoss sein Kopf hinab, und er küsste diese kluge, starke Frau. Sein ganzes Verlangen nach ihr legte er in diesen Kuss. Schnell erkundete sein Mund die Textur und Form ihrer Lippen. Er konnte spüren, wie ihr der Schreck

über seine Berührung durch den Körper fuhr. Ihre Lippen bewegten sich unter seinen, entweder um ihn zu beschimpfen oder um seinen Kuss zu erwidern, und es war so verdammt heiß, sich auf diesem schmalen Grat zu bewegen. Schwer atmend zog er sich ein winziges Stück zurück und sagte heiser: »Reden wir also später darüber.«

Dunkle Röte färbte ihre ebenmäßige Haut. »Luis«, sagte sie mit tiefer Stimme. Eine Warnung, die er nur zu gern ignoriert hätte. Wäre es nicht herrlich, wenn sich herausstellte, dass sie eine Nummer zu groß für ihn war?

Dass er sich für sie mehr anstrengen und mehr leisten musste als je zuvor?

»Kommen wir also wieder zu der Sache, die wir in die Hand nehmen müssen.«

Da war sie wieder, die Hand. Ehrlich, jemand sollte ihm kräftig eins über den Schädel ziehen.

Aber obwohl ihn all seine Instinkte vorwärtsdrängten, zwang er sich dazu, sich aufzurichten und zurückzutreten.

Er glaubte nämlich nicht, dass sie bis zum Morgen Zeit hatten.

Wenn jemand Claudia beim Frühstück

gefragt hätte, wie ihr Tag verlaufen würde, hätte sich ihre Antwort sehr deutlich von dem unterschieden, was bisher wirklich passiert war. Nachdenklich betrachtete sie Luis, während sein sengender Kuss noch auf ihren Lippen brannte. Er hatte sich zurückgezogen, bevor sie den Schreck überwunden hatte, und was sie erschreckte, war nicht nur, dass er sie geküsst hatte. Ihre eigene heftige Reaktion brachte sie innerlich völlig aus der Fassung.

Was tun? Sie konnte ihre Sachen in den Wagen packen und wegfahren. Sie

brauchte keine Antworten. Ihre Einheit hatte so gut wie nie umfassende Erklärungen erhalten, wenn sie zu einem Einsatz geschickt worden waren. Sie hatten stets nur die Informationen bekommen, die sie gerade brauchten.

Draußen wurden Autotüren zugeschlagen, und im Haus gingen die Lichter aus. Ein letzter Motor wurde angelassen, ein Wagen fuhr die Auffahrt hinunter, Jackson war unterwegs.

Sie hätte jetzt aufbrechen können. Nach seinem Besuch in Fresno brauchte sie sich um Jackson keine Sorgen zu machen, und Luis ging es deutlich

besser. Er war sogar wieder auf den Beinen.

Auf spärlich bekleideten Beinen. Der Stoff der alten Jogginghose spannte über jedem Muskel, der sich unterhalb seines Bauchs abzeichnete, und seine kräftigen Bizepse wölbten sich, als er die Arme vor der breiten, nackten Brust verschränkte. Er war so weit zurückgewichen, bis er sich an den Küchentresen lehnen konnte, und beobachtete sie nun aufmerksam.

»Sag mir, warum ich nicht jetzt gleich weiterfahren soll«, forderte sie.

Sofort antwortete er: »Weil ich dich

brauche.«

Verdammt, das wusste sie. Er hatte keine Waffe, und ihre würde sie ihm nicht geben. Zum Teufel, er war nicht mal vernünftig angezogen, und draußen waren es um die null Grad. Aber es war nicht das, was er gesagt hatte, sondern die Art, wie er es gesagt und sie dabei wie ein hungriger Wolf beobachtet hatte.

»Also gut«, sagte sie knapp. »Aber wenn du mir nicht innerhalb der nächsten fünf Minuten sagst, was in dieser Mine vorgeht, erschieße ich dich höchstpersönlich.«

Ein weißes Grinsen blitzte in seinem

attraktiven Gesicht auf. Es verschwand beinahe augenblicklich.

» D i e *Nirvana Silver Mining Company* ist seit fast hundertsechzig Jahren in Betrieb«, sagte er. »Die ganze Zeit über gehörte sie der Familie Bradshaw. Ich werde dich nicht damit langweilen, wie kompliziert und zeitraubend es sein kann, eine Abbaugenehmigung zu bekommen. Relevant ist nur, dass ein Gebiet vermessen werden muss, bevor eine Mine in Betrieb genommen werden kann. Es ist wichtig, die Grenzen des rechtmäßigen Besitzes festzulegen, ganz

besonders wenn es um Edelsteine und Edelmetalle geht. Diese Grenzen können in keinem Fall Anderländer einschließen, weshalb Übergangspassagen kartographiert und alle Eingänge deutlich abgegrenzt werden müssen.«

Sie runzelte die Stirn. »Okay. Das klingt alles logisch. Im Bundesgesetz ist festgeschrieben, dass Anderländer nie Eigentum von Bewohnern dieser Seite sein können. Der entsprechende Grund und Boden gehört demjenigen – wer es auch sei –, der auf der anderen Seite lebt.«

»Richtig«, sagte Luis. »Und wenn das Anderland unbewohnt ist, gehört es niemandem.«

»So weit kann ich dir folgen«, sagte sie.

»In den Büros des Tribunals sind sämtliche bekannten Übergangspassagen in den USA verzeichnet. Außerdem liegen dort die Original-Vermessungskarten für aktive und inaktive Minen vor. Auf keiner dieser ursprünglichen Vermessungskarten der *Nirvana Silver Mining Company* befand sich eine Übergangspassage«, sagte er. »Aber jetzt gibt es eine.«

Claudia lehnte sich auf der Couch zurück. »Wie ist das passiert? Wurde der ursprüngliche Vermesser bestochen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er.

»Und du solltest diese Sache untersuchen? Das ist kein unbedeutender Auftrag.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, dass ich die Übergangspassage gespürt habe, kam überraschend. Eigentlich sollte ich eine oberflächliche Überprüfung des Minenbetriebs durchführen, weil niemand erwartet hatte, dass ich dort irgendetwas finden würde. Die

Mineninspektion ist Teil einer größeren Ermittlung. Auf dem US-amerikanischen Schwarzmarkt war vermehrt magiesensitives Silber aufgetaucht, und auch aus Übersee gab es Berichte über einen Zustrom. Das Tribunal war an den internationalen Bemühungen zum Aufspüren der Quelle beteiligt.«

Silber hatte die Tendenz, Zaubersprüche aufzunehmen, und konnte als Speicher für magische Energie verwendet werden. Silber aus Anderländern war besonders magiesensitiv und sehr teuer, magiesensitives Silber war wertvoller

als Gold. »Und aufgrund der ursprünglichen Vermessungsberichte hast du nicht damit gerechnet, etwas zu finden«, sagte sie.

»Ganz genau«, bestätigte er. Ein ironischer Zug lag auf seinem Gesicht, als er sich durch die Haare fuhr. »Ich wollte das Büro besichtigen, einen kurzen Blick in die Finanzdaten der letzten paar Jahre werfen, ein paar Steaks auf Spesenkosten essen und ein paar Filme auf HBO gucken.«

Als sie sah, wie ihm das dicke, dunkel gelockte Haar wieder in die Augen fiel, spürte sie abermals einen

Schub der Erregung. Unbehaglich rutschte sie auf ihrem Platz hin und her. »Was ist passiert?«

»Scott Bradshaw«, sagte er und verzog den sinnlichen Mund. »Die Firma liegt natürlich auf einem eingezäunten Gelände. Das Büro des Geschäftsführers befindet sich direkt am Eingang, weit genug entfernt vom Minenbetrieb, dass ich von dort aus die Magie der Übergangspassage nicht spüren konnte. Aber Bradshaw hat sich quergestellt. Erst wollte er mir den Zutritt zum Gelände verweigern, dann den Einblick in die Bücher. Er führte sich so nervös

auf, dass ich nach der offiziellen Inspektion beschloss, für ein oder zwei Nächte mein Lager in der Nähe aufzuschlagen, um das Gelände im Auge zu behalten.«

Luis war nicht nur Sex am Stiel, er war auch noch klug, und das war der Grund, warum Claudia ihn so verdammt sexy fand. Nicht, dass sie auf jüngere Männer gestanden hätte oder überhaupt an Sex interessiert gewesen wäre. Sie rieb sich das Gesicht. Nein, das hatte sie von diesem Tag gewiss nicht erwartet. »Was hast du beobachtet?«

Erneut überprüfte Luis den Inhalt des

Kühlschranks und nahm die letzten beiden Flaschen Tee heraus. Eine davon reichte er ihr. »Ich habe nachts Lastwagen mit Lebensmitteln auf das Gelände fahren sehen«, sagte er. »Frito-Lay, Dolly Madison, ConAgra. Chips, Süßigkeiten, Fertiggerichte.«

Sie dachte darüber nach. »Ist die Mine rund um die Uhr in Betrieb?«

Er öffnete die Flasche und trank. »Nein.«

Sie trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. »Dann betreiben sie auch keine Cafeteria, für die sie das ganze Essen bräuchten. Könnten sie die

Lastwagen zum Schmuggeln benutzen?«

»Der Gedanke war mir auch gekommen«, sagte Luis. »Und dann kam mir ein anderer.« Sein Gesichtsausdruck wurde grimmig. »Was wäre, wenn sie das ganze Essen wirklich brauchen? Wen würden sie damit füttern, und wo sind diese Leute? Gestern habe ich gezählt, wie viele Minenarbeiter am Morgen zur Arbeit kamen, und genauso viele sind am Abend wieder gegangen.«

Mit verengten Augen sah sie ihn an. »Du glaubst, es sind Leute auf der anderen Seite?«

Er begegnete ihrem Blick. »Ich

glaube nicht, dass es eine angenehme Antwort auf die Frage nach den Lastwagen gibt.«

»Herrje«, murmelte sie. Ihre Gedanken rasten. Lebensmittellaster konnten eine Tarnung für fast alles sein, für Waffen und Drogen, für magiesensitives Silber und für Personen. Was ging auf der anderen Seite dieser Passage vor sich? Gab es unregistrierte Arbeiter? Zwangsarbeiter? *Sklaven*?

»Weißt du, am College habe ich mich sehr für Philosophie interessiert«, sagte er halblaut. »Aber einmal habe ich im Unterricht einen Ausdruck gelesen,

den ich nie verstanden habe. In dem Text ging es um Naturkatastrophen, du weißt schon, Überschwemmungen, Erdbeben, solche Sachen, die dort ›das Böse in der Welt‹ genannt wurden. Aber nur weil solche Dinge uns vernichten können, sind sie deshalb doch nicht böse.«

»Du meinst, weil es nur Ereignisse sind?«, fragte sie.

»Ganz genau«, sagte Luis. »Sie geschehen einfach. Ich glaube, das Böse in der Welt ist unsere Veranlagung zur Bosheit und Gemeinheit. Wenn wir die Entscheidung treffen, etwas zu tun, das großes Leid anrichtet – wie die Scott

Bradshaws dieser Welt.« Er sah sie mit einem schwachen, verzerrten Lächeln an. »Bis zu dem Punkt, an dem ich angeschossen wurde, bleibt nicht mehr viel zu erzählen. Ich kletterte über den Zaun und kam nahe genug an die eigentliche Mine heran, um die Übergangspassage zu spüren. Ich sah mich um, konnte sie aber nicht entdecken. Als ich mich gerade wieder verwandelt hatte und auf dem Rückweg zum Zaun war, haben sie mich erwischt. Irgendwie muss ich es verbockt haben. Vielleicht hat einer von ihnen gesehen, wie ich die Gestalt gewechselt habe,

oder sie haben gespürt, dass ich ein Wyr bin. Oder ein Hund dieser Rasse hätte sich nicht auf dem Gelände aufhalten dürfen, etwas in der Richtung.«

Die Erinnerung an diesen Albtraum war wieder in seine Züge getreten. Claudia ballte die Hände zu Fäusten, um dem Drang zu widerstehen, zu ihm zu gehen und ihn zu trösten. Und auf einmal widerstand sie nicht mehr, stand auf und ging zu ihm hinüber. Sie legte eine Hand auf seinen warmen, nackten Arm, und er legte seine Hand auf ihre und drückte sie sanft.

»Du musst mich so nah wie möglich

zu meinem Lagerplatz fahren.« Er sah ihr in die Augen. Sein Blick war klar und fest. »Dort habe ich Vorräte, Kleidung und Waffen. Den Rest der Strecke kann ich laufen. Ein Stück abseits der Straße steht auch mein Jeep. Und dann möchte ich, dass du die Gegend verlässt. Tust du das, bitte?«

In aller Ruhe sagte sie: »Scheiße, nein.«

Er war sauer. Stinksauer. Sie sah es an der Haltung seiner Schultern und am Winkel seines Kiefers. Tja, damit würde er wohl klarkommen müssen.

Ohne große Hoffnung probierte sie ihr Satellitentelefon und war nicht überrascht, als sie keinen Empfang bekam.

Ein oder zwei Sterne waren zu sehen, obwohl der Himmel größtenteils noch bedeckt und die Landschaft in matte Schatten getaucht war. In den frühen Morgenstunden war die Restwärme vom Tag längst verschwunden, die Luft war schneidend kalt. Als sie in den Wagen stiegen, drehte Claudia die Heizung voll auf. Kurz darauf drehte Luis sie wieder herunter und fing an, mit ihr zu streiten.

Sie blieb stumm, bog ab, wenn er es

sagte, und hielt Ausschau nach unerwünschter Gesellschaft. Schließlich sagte sie in halbwegs mildem Ton: »Ich zieh dir eins über den Schädel, wenn du nicht aufhörst.«

Als sie zu ihm hinübersah, funkelten seine Augen. Seine düsteren Züge waren verhärtet, und dieser Ausdruck war sogar noch erotischer als sein Flirt-Gesicht.

Er strich ihr eine Haarsträhne hinters Ohr. »Ich werde nicht aufhören.«

Sie weigerte sich, irgendwelche Zwischentöne darin zu hören. »Du musst aufhören, so emotional zu reagieren, und

stattdessen daran denken, was das Bestmögliche wäre.

»Das Bestmögliche«, spie er aus.

Sie griff nach seiner Hand und schob sie aus ihren Haaren. »Das Bestmögliche wäre es, wenn du losfährst und mein Satellitentelefon mitnimmst. Du probierst es so lange, bis du Empfang hast. Du bist derjenige mit dem offiziellen Status, den Kontakten und der Amtsbefugnis. Du könntest viel schneller Hilfe beschaffen als ich.«

Irgendwie hatte sie vergessen, seine Hand loszulassen. Seine langen, warmen Finger hatten sich um ihre geschlossen,

und sie fuhr einhändig weiter. »Und du?« Er klang noch immer kurz angebunden, ihm gefiel nicht, was sie sagte. Aber wenigstens hörte er zu.

»Gehen wir vom schlimmsten Fall aus«, sagte sie. »Auch wenn wir hoffen, dass er nicht zutrifft, müssen wir so handeln, als ob es so wäre. Was, wenn wirklich Personen auf der anderen Seite der Passage im Anderland sind? Das Unternehmen wird ein Lager mit gewerblichen Gesteinssprengstoffen haben. Was würdest du tun, wenn du deine Spuren verwischen wolltest, weil du fürchtest, erwischt zu werden?«

Er fasste ihre Hand fester, bis sie das Gefühl in den Fingern zu verlieren drohte. Sie hörte ihn atmen. »Was ist dein Vorschlag?«, fragte er schließlich.

Sie drückte seine Hand, weil sie heraushören konnte, wie schwer ihm diese Frage gefallen war. »Wir müssen uns gegenseitig vertrauen«, sagte sie ruhig. »Bevor du losfährst, hilfst du mir über den Zaun und lässt mich das tun, worin ich wirklich gut bin. Ich werde das Gelände auskundschaften, und wenn alles in Ordnung ist, suche ich mir einen geeigneten Platz, um abzuwarten und zu beobachten. Und wenn jemand etwas

versucht, das er nicht sollte, halte ich ihn davon ab.«

Einen intelligenten Mann erkennt man daran, dachte sie, dass er seine Handlungen von der Vernunft bestimmen lässt, ob er es will oder nicht.

Sie stellten Claudias Wagen hinter ein paar Yuccas ab, wo er von der Straße aus nicht zu sehen war. Dann nahm Luis seine Wyr-Gestalt an. Zur Sicherheit nahm Claudia ihr Satellitentelefon mit. Zwar besaß Luis ebenfalls eines, aber das hatte zwei kalte Wüstennächte an seinem Lagerplatz hinter sich. Der Mond

spendete zwar etwas Licht, aber weil der Boden tückisch uneben war, joggten sie die zweieinhalb Kilometer zu seinem Lagerplatz in vorsichtigem Tempo.

Er hatte sein Lager unauffällig zwischen einigen großen Felsbrocken aufgeschlagen, und sowohl das Lager als auch der Jeep waren unversehrt. Anfangs hatte Claudia gefroren, war steif und müde gewesen. Während des Laufens hatten sich ihre Muskeln gelockert, und der warme Blutstrom hatte ihr Denken geschärft.

Nachdem er sich einmal auf eine Vorgehensweise eingelassen hatte,

vergeudete Luis keine Zeit. Claudia lief auf und ab, um sich warmzuhalten, während er in sein Zelt schlüpfte. Wenige Minuten später kam er in Jeans, T-Shirt, Wanderstiefeln und einer abgewetzten schwarzen Lederjacke wieder heraus. Dabei stopfte er etwas in einen Rucksack. »Hier sind eine Decke, eine Essensration und ein paar Flaschen Wasser«, sagte er. »Sollte helfen, dich warm und wachsam zu halten. Außerdem möchte ich, dass du das Gewehr mitnimmst, dass in meinem Jeep liegt.«

»Du warst ja gut vorbereitet.« Dafür waren die Friedenswächter vom

Tribunal bekannt. Sie bekamen es mit allem möglichen verrückten Scheiß zu tun. Claudia nahm den Rucksack entgegen und reichte Luis das Handy, das er in seine Jackentasche steckte.

»Zur Standardausrüstung für einen Außendiensteneinsatz gehören ein Gewehr, eine Pistole und eine einfache Campingausrüstung inklusive Nahrungsmittel für drei Tage, besonders wenn es eventuell in unwegsames Gelände geht.« Er sah sich um. »Wir werden keine Zeit damit verschwenden, das Lager abubrechen. Fahren wir.«

Den Rest der Strecke fuhr Luis in

seinem Jeep. Während der zunehmend holprigen Fahrt sprach keiner von ihnen. Das Minengelände war von einem dreieinhalb Meter hohen Sicherheitszaun umgeben, aber mit der Hilfe eines übergroßen Wyr war es kein Problem, hinüberzuklettern. Luis parkte den Jeep dicht vor dem Zaun, stellte sich auf die Motorhaube, warf eine Decke über den gewundenen Stacheldraht am oberen Rand und hob Claudia so mühelos hoch, als wöge sie nur zwanzig Kilo und keine siebzig. Auf der anderen Seite ließ sie sich fallen und fing die Landung mit gebeugten Knien ab. Als sie sich

aufrichtete, warf er ihr das Gewehr und den Rucksack über den Zaun zu.

Sie setzte den Rucksack auf und schulterte das Gewehr. Es war eine M16, eine Waffe, mit der sie gut vertraut war. Dann standen sie einander gegenüber, jeder auf seiner Seite des Zauns, und sahen sich an. Luis deutete mit dem Kopf zu ihrer Linken. »Das Tor und das Büro liegen knapp anderthalb Kilometer hinter uns. Wenn du dem Zaun folgst, kannst du es nicht verfehlen. Da steht ein Wachhäuschen, das mit Sicherheitsleuten besetzt ist, aber es sollte dir nicht schwerfallen, denen aus

dem Weg zu gehen. Der Eingang zur Mine liegt einen halben Kilometer weiter. Da gibt es ein paar Gebäude und einen Parkplatz.« Mit grimmiger Miene sah er sie an und hakte die Finger einer Hand in den Zaun. »Wenn dir irgendetwas zustößt, werde ich mir das nie verzeihen.«

»Mach kein Drama draus«, sagte sie und berührte sanft seine Finger. »Je schneller du gehst, desto schneller bist du wieder zurück. Und wenn wir Glück haben, passiert hier in der Zwischenzeit überhaupt nichts.«

Er holte tief Luft und ließ sie wieder

entweichen. In diesem Atemzug schien das Gewicht vieler unausgesprochener Worte zu liegen. Luis' Hand löste sich vom Zaun. Er nickte ihr zu und ging.

Die wilde, stille Wüste erinnerte sie an Afghanistan. Sie spürte die Geister ihrer früheren Kriegskameraden, während sie zum Eingang und dem Büro der Minengesellschaft zurücklief. Der Verlust schmerzte und würde immer schmerzen. Auch wenn sie niemals erfahren würde, was genau ihnen zugestoßen war, empfand sie es auf diesem Marsch zum ersten Mal als tröstlich, ihre Geister bei sich zu haben,

und das war mehr, als sie sich je erhofft hatte.

Das Gelände lag ruhig da, die Büros waren dunkel. Luis hatte recht gehabt, es fiel ihr nicht schwer, den Wachleuten auszuweichen. Mit ein bisschen Glück würde niemand je erfahren, dass sie auf dem Grundstück gewesen war.

Einen halben Kilometer weiter im Inneren des Geländes fand sie den Eingang zur Mine, er war in einen hohen Felshang geschlagen und umgeben von Gebäuden, einem Parkplatz und großen Maschinen, die tief im Schatten standen. Die Erkundung ging schnell und leicht

vonstatten. Die Übergangspassage konnte sie nicht spüren, aber das überraschte sie nicht.

Der Reihe nach besichtigte sie alle Gebäude, und da es überall ruhig war, beschloss sie, sich einen erhöhten Posten zu suchen, wo sie abwarten und alles beobachten konnte. Nachdem sie eine Viertelstunde vorsichtig geklettert war, fand sie einen Felsvorsprung, der breit genug war, dass sie darauf liegen konnte. Sie belohnte sich, indem sie ihre Essensration aß und eine Flasche Wasser leerte.

Kurze Zeit später hellte sich der

Himmel im Osten auf, bleischwer und blutunterlaufen. Es würde ein schmutziger Sonnenaufgang werden, noch getrübt von den Nachwirkungen des Sturms.

Das Erste, was sie sah, war die Staubwolke. Sie richtete sich auf. Zwei SUVs kamen in ihr Blickfeld und rasten auf sie zu.

Tja, das konnten gute oder schlechte Nachrichten sein. Sie nahm die Decke von ihren Schultern, faltete sie zusammen und legte sie beiseite. Dann legte sie sich auf den Bauch, platzierte die M16 neben sich, bettete das Kinn auf

die Hände und beobachtete die Ankömmlinge.

Es waren keine guten Nachrichten.

Mit kreischenden Bremsen kamen die SUVs zum Stehen, und sechs Männer stiegen aus. Vier Männer, die sie nicht erkannte, dazu Rodriguez und Bradshaw Senior.

Bradshaw war verdammt schnell hier gewesen. Zu schnell. Wo war der Fehler in ihren Überlegungen? Sie runzelte die Stirn, ihre Gedanken rasten in die Vergangenheit. Dann traf sie die Erkenntnis wie ein Blitz. Sie hatte die Zeit für seine Reaktion und Anreise ab

ihrer Auseinandersetzung mit Junior und seinen Freunden kalkuliert. Dabei hätte sie früher ansetzen müssen, nämlich zu dem Zeitpunkt, als Rodriguez erfahren hatte, dass Luis noch am Leben war. Wahrscheinlich hatte er versucht, Bradshaw zu erreichen, sobald er Jacksons Haus verlassen hatte. Vielleicht waren die Handy- und Festnetzverbindungen zu diesem Zeitpunkt schon unterbrochen gewesen, vielleicht hatte Rodriguez die Informationen persönlich überbringen müssen. Und selbst wenn er einen Anruf hatte absetzen können, waren wegen des

Sturms alle regionalen Flüge ausgefallen, und Bradshaw hatte mit dem Wagen aus Las Vegas kommen müssen.

Sie wussten womöglich nicht, dass Luis kein schwer verletzter, bewusstloser Hund mehr war. Wahrscheinlich hatten sie schon bei Jackson Halt gemacht und gesehen, dass niemand mehr dort war. Vielleicht waren sie auch bei Junior zu Hause gewesen. Vielleicht wusste Bradshaw noch nicht einmal, was seinem Sohn zugestoßen war. Wie dem auch sei, jetzt war er hier, um das Problem mit der Mine selbst in die Hand zu nehmen.

Allmählich kristallisierte sich ein Bild heraus.

Sie hatte nicht alle Antworten, aber hatte sie genügend? Die Ereignisse des Tages gingen ihr durch den Kopf. Sie dachte an Jackson, an Luis, an ihre Bar-Gespräche mit den Einheimischen, dachte daran, was die einzelnen Personen ihr erzählt hatten, und daran, was sie selbst vermutete. Sie dachte an Junior und seine Freunde.

Sie griff nach dem Gewehr und richtete den Lauf nach unten.

Ein Schuss. Eine Kugel im richtigen Moment, genau in den Kopf dieser

Schlange. Damit würde sie sich selbst in die Schusslinie bringen.

Vor dem Tod hatte sie keine Angst. Der Tod war ein Dieb, der stets in einer Maske daherkam. Unfall, Krankheit, Totgeburten, Alter, natürliche Ursachen, Krieg, Mord. Er existierte in der zitternden Stille zwischen zwei Glockenschlägen. Er nahm alles mit sich und hinterließ sein Zeichen, ein dunkles Wissen in den Tiefen eines lächelnden Blicks; ein Zögern zwischen Denken und Handeln in Zeiten der Gefahr; eine Schwere, die Löcher in glückliche Erinnerungen fraß.

Der Tod und sie tanzten nun schon sehr lange miteinander. Manchmal waren sie Partner. Manchmal waren sie Gegner. Manchmal mochte sie ihn überlisten, aber verflucht, eines Tages würde dieser alte Dieb auf jeden Fall gewinnen.

Sie drückte den Abzug.

7

Liebe

Der Schuss traf Bradshaw Senior, der zurücktaumelte und zu Boden sackte.

Blieben noch die Profis.

Rodriguez stürzte auf Bradshaws reglose Gestalt zu und zerrte sie hinter den SUV in Deckung, während die übrigen vier Männer ihre Waffen zogen, einander etwas zuriefen und ebenfalls in Deckung sprangen. Zwei wollten hinters Steuer klettern.

O nein, das werdet ihr nicht, dachte Claudia. *Keiner haut ab, bevor ich es sage*. Sie zerschoss die Hinterreifen beider Wagen, vier Schüsse in schneller Folge.

Inzwischen hatten die Männer Claudia entdeckt und erwiderten das Feuer. Sie zog den Kopf ein und drückte sich flach auf den Boden, als abprallende Kugeln Felssplinter auf sie niederprasseln ließen. In ihren Armen und ihrem Rücken blühte feuriger Schmerz auf. Sie ignorierte es.

Das Magazin der M16 hatte dreißig Patronen, ihre Glock fünfzehn. Die

andere Seite hatte mehr Schützen, mehr Waffen und mehr Munition. Also würde sie wählerisch sein müssen.

Sie wartete ab und beobachtete, während sich der schmutzige Himmel weiter aufhellte. Die Männer versuchten, sie mit einem schweren Kugelhagel aufzuscheuchen. Tja, das konnten sie vergessen. Weitere Abpraller, weitere kleine Wunden. Sie blieb flach auf ihrem Felsvorsprung liegen und hörte zu, wie die Männer ihre Munition verbrauchten. Sie selbst beobachtete, zählte ihre Patronen und setzte sie sparsam ein, gerade genug, um die Männer in Schach

zu halten.

Währenddessen dachte sie an frühere Gelegenheiten zurück, bei denen sie mit dem Tod getanzt hatte, an das Stakkato von schwerer Artillerie, durchsetzt von qualvollen Schreien.

Hier ging es sauberer zu.

Nach der ersten Angriffswelle kamen die Ziele zur Ruhe und überlegten, wie sie aus diesem unsichtbaren Käfig entkommen konnten, in dem Claudia sie festhielt. Es gab keinen Ausweg, nicht, solange ihr nicht die Munition ausging, und wann das sein würde, konnten sie nicht wissen. Trotzdem würde jemand

einen Fluchtversuch riskieren müssen. Als es so weit war, war sie bereit. Einer der Männer rannte auf das nächste Gebäude zu, während die anderen am Boden lagen und ihm Feuerschutz gaben.

Nach fünfzehn Schritten brachte Claudia ihn zu Fall. Er brauchte einige Zeit, um hinter den SUV zurückzukriechen. Keiner seiner Kumpels kam ihm zur Hilfe. Während sie zusah, wie er sich abmühte, überlegte Claudia, ob sie ihn erledigen sollte. Sie wog den Einsatz einer weiteren Kugel dagegen ab, die Zahl ihrer Gegner zu verringern. Aber eine

Kugel mehr war die Währung, mit der sie sich Zeit erkaufen konnte.

Und das war ihr Auftrag. Zeit. Sie zahlte in kleinen Einheiten, wenn sie dazu gezwungen war, und zwischen den Schusswechseln ruhte sie sich aus und lauschte auf die windgepeitschte Stille.

Als sie noch drei Patronen übrig hatte, kam ein Orkan auf. Aus dem Orkan materialisierten sich ein Dschinn mit Sternenaugen, Luis und weitere Friedenswächter des Tribunals, und damit war der Tanz für Claudia vorbei.

Das Nachspiel war ein Heidenchaos.

In den nächsten Tagen versuchten Korrespondenten von Rundfunk- und Fernsehsendern sowie einigen auswärtigen Zeitungen, beide Motels in Beschlag zu nehmen. Einige Reporter waren übel verstimmt, als Friedenswächter und das FBI samt Geologen und Fachleuten für Übergangspassagen Zimmer für sich beanspruchten. Unter lautem Kreischen und Flügelschlagen richteten sich alle in einer neuen, unbequemerer Formation ein – wie Vögel auf der Leitung.

Noch immer kamen weitere Nachrichten-Teams und einige Touristen

in Wohnmobilen dazu. Sämtliche Geschäfte vor Ort machten einen Riesenumsatz, ganz besonders die Kombination aus LKW-Raststätte, Fastfood-Laden und Casino. Alle anderen, die Minenarbeiter und deren Familien, waren erschüttert, traurig und verängstigt. Die meisten hatten nicht geahnt, was vor sich ging, und niemand wusste, ob er in Zukunft noch Arbeit haben würde. Der Betrieb der *Nirvana Silver Mining Company* war bis auf Weiteres eingestellt worden.

Achtundsechzig nicht registrierte menschliche Arbeiter, allesamt

Ausländer, waren aus der seltsamen Anderlandnische geborgen worden, außerdem hatte man sieben verscharrte Leichen gefunden. Die Überlebenden waren unterernährt, verängstigt und desorientiert. Man hatte ihnen Arbeit und ein neues Leben versprochen, hatte sie nachts in die Mine gefahren und durch die Passagen ins Anderland gebracht, wo man sie zwang, für Nahrung Silber abzubauen.

Ihnen blieb keine Wahl – in dem Anderland gab es weder Tiere, die sie hätten jagen können, noch genug Vegetation, um sie zu ernähren. Das

Land war buchstäblich eine Falte der Welt, die aus kaum mehr als magiesensitivem Silber, Luft und Fels bestand. Verborgen in einer Silberader, war die Übergangspassage inaktiv und unentdeckt geblieben, bis die Firma *Nirvana* sie mit einigen kleinen, kontrollierten Sprengungen geöffnet hatte. Das Unternehmen hatte den Bereich abgeriegelt und den regulären Arbeitern gesagt, es sei dort gefährlich. Die Zwangsarbeiter waren in der Passage gefangen gewesen, da keiner von ihnen über die magische Energie verfügte, die ihnen den Rückweg

ermöglicht hätte.

So viel Theater um ein Stück Land, das dem Bundesgesetz zufolge niemandem gehören sollte.

Die Gier hatte die eigentlich wohlhabende Familie Bradshaw in den Ruin getrieben. Nachdem sie die Anderlandnische entdeckt hatten und ihnen klar geworden war, worauf sie da gestoßen waren, konnten sie einfach nicht anders, als das Silber abzubauen. Hätten sie dafür die ortsansässigen Arbeiter eingesetzt, hätten sie ihre Aktivitäten unmöglich geheim halten können, aus diesem Grund hatten sie

Arbeiter importiert. Danach habe eines zum anderen geführt, wie Scott Bradshaw aussagte, als man ihn im Krankenhaus festnahm und verhörte.

Bradshaw Senior überlebte. Auch er wurde im Krankenhaus verhaftet.

Bei dem Gedanken an die sieben Gräber wünschte sich Claudia im Nachhinein, sie hätte einen tödlichen Schuss abgegeben, als sie den Abzug gedrückt hatte. Stattdessen hatte sie auf Bradshaws Schulter gezielt, um ihn außer Gefecht zu setzen.

Als Luis und die übrigen Friedenswächter eintrafen, hatte sie sich

zurückgelehnt und genüsslich zugesehen, wie sie die Männer überwältigten. Es war wie in einem guten Film. Fehlte nur das Popcorn.

Guter Gott, konnte Luis sich bewegen. Er bestand nur aus Kraft und Anmut und sinnlich erfahrener Intelligenz. Mit einem seltsam schmerzlichen Stolz beobachtete sie ihn. Sie erkannte Talent, wenn sie es vor sich hatte, und er war definitiv ein aufgehender Stern. Er war das ganze Paket. Es würde nicht mehr lange dauern, bis er einen eine ranghohe Position bei den Friedenswächtern

einnehmen würde.

Noch während er Rodriguez einfieng und ihn zu Boden drückte, hob Luis den Kopf und suchte nach ihr. Sie hob eine Hand und wackelte mit den Fingern. Sobald er sie erblickt hatte, ließ er Rodriguez in Handschellen bäuchlings auf dem Boden liegen und rannte auf sie zu. Mit athletischer Mühelosigkeit kletterte er zu ihrem Felsvorsprung hinauf.

Er bekam fast einen Anfall, als er sah, dass sie Verletzungen von den Felssplintern davongetragen hatte, die während der Schusswechsel durch die

Luft geschleudert worden waren. Da sie seit den frühen Morgenstunden des Vortags nicht mehr geschlafen hatte, war sie zu müde, um seine Bemühungen abzuwehren, also ließ sie ihn tun, was er wollte. Er verband drei tiefe Schnittwunden und einige kleinere und ließ dann seine Hände behutsam über ihren Körper wandern, um nach weiteren Wunden zu suchen. In seinen dunklen Augen lag tiefe Besorgnis.

Na gut, wem machte sie hier etwas vor? Vielleicht gefiel es ihr auch ein kleines bisschen. Sie brauchte nicht einmal den Felshang selbst

hinunterzuklettern, weil Luis seinen Dschinn-Kumpel dazu bewegte, sie zu transportieren. Insgesamt war es ein kuschliger Abschluss.

Luis bestand darauf, dass sie medizinische Versorgung brauchte, und ein Rettungssanitäter empfahl, die Wunden zu nähen. Dann trieb Luis irgendwo einen Heiltrank auf – sie sollte nie herausfinden, woher – und gab keine Ruhe, bis sie ihn trank. Kurz darauf trafen weitere Gesetzeshüter ein, und es wurden die unausweichlichen Fragen gestellt. Eine ganze verdammte Menge davon.

Sie bat um Kaffee, bekam welchen und genoss das heiße Koffein, während sie geduldig alle Fragen beantwortete. Die meiste Zeit über war Luis nicht dabei, weil er selbst Aufgaben zu erledigen und Fragen zu beantworten hatte. Aber zufällig war er anwesend, als sie die ganze Geschichte der Auseinandersetzung in und hinter der Bar erzählte, und sein Anfall von vorhin war nichts im Vergleich zu dem rasenden Zorn, der daraufhin in seinem Körper explodierte.

Er saß neben ihr und verströmte diesen Zorn in todbringenden Wogen,

bis Claudia es schließlich nicht mehr aushielt. Sie packte ihn fest am Arm, bis sie seine Aufmerksamkeit hatte, und da sah sie Juniors Tod in Luis' Augen lodern.

Sie sah ihn einfach nur an, diesen riesenhaften, völlig verkrampften, umwerfenden Mann, und schenkte ihm ein kleines Lächeln. Und ließ ihn nicht los, bis er sich beruhigt hatte. Es dauerte eine Weile, aber das war okay. Für ihn hatte sie alle Zeit der Welt, wie sie festgestellt hatte. Wenn er das doch nur wüsste.

Dann, plötzlich, löste sich die

Anspannung aus seinem Körper. Er atmete aus, legte seine Hand auf ihre und ließ sie wieder los, und irgendwie kam alles zusammen und entfachte in ihr eine unmögliche, absolute und völlig unangemessene Liebe zu ihm.

Die Erkenntnis war wunderbar und schrecklich zugleich. Claudia wich zurück; sie fühlte sich so schwer verwundet wie nie zuvor in ihrem Leben. Er musste spüren, dass irgendetwas ganz und gar nicht in Ordnung war, aber das war kein akzeptables Gesprächsthema, also tat sie das Einzige, was sie konnte: Sie zog sich

tief in sich selbst und in die Stille zurück.

Claudia. Trieb. Luis. In. Den. Wahnsinn.

Das Chaos an der Mine hatte sie mit der Fassung eines absoluten Profis gehandhabt, das Trommelfeuer an Fragen mit Würde und Duldsamkeit beantwortet und auf die Nachrichten aus der Mine mit Mitgefühl reagiert. Er glaubte, er könnte ihr einfach den Rest seines Lebens dabei zusehen und viel über kluges, anständiges Verhalten angesichts von Not und Elend lernen.

Je länger er sie ansah, desto weniger

konnte er den Blick abwenden.

Andere Frauen nahm er gar nicht mehr wahr. Einmal, als er den Jeep aufgetankt hatte und bezahlen wollte, merkte er erst zu spät an den enttäuscht herabhängenden Schultern der hübschen Kassiererin, dass die Frau versucht hatte, mit ihm zu flirten.

Aber irgendetwas war passiert. Irgendetwas hatte Claudia dazu gebracht, nicht mehr mit ihm zu sprechen.

Oh, sie *sprach* mit ihm. Sie war nicht unhöflich, und sie setzte ihn nicht völligem Schweigen aus. Aber etwas Grundlegendes hatte sich verändert.

Zwischen ihnen war eine Wand entstanden, und er konnte sogar ganz genau festmachen, wann das geschehen war.

Sie hatte ihn direkt angesehen. Ihre Augen hatten sich geweitet, als hätte sie der Schlag getroffen. Dann hatte sich ihre Miene geglättet, und von da an hatte sie ihn mit derselben beschissenen kompetenten Professionalität behandelt, mit der sie alle anderen behandelte.

Vorher hatte es eine Verbindung zwischen ihnen gegeben. Es war eine offene, liebevolle und lebendige Verbindung gewesen, und sie hatte ihm

etwas bedeutet. Er glaubte nicht, dass sie einfach so verschwunden war. Aus irgendeinem Grund hatte Claudia sie begraben. Eine Zeit lang wartete er ab, weil er davon ausging, dass die Veränderung vergehen und die Verbindung wieder an die Oberfläche kommen würde, aber das war nicht passiert. Und dann war er sauer auf sie geworden, weil sie ihm diese Verbindung weggenommen hatte.

Nach der Schließung der Mine zogen die Tage ins Land. Luis führte ein langes Gespräch mit seiner Großmutter. Er versprach, sie bald zu besuchen, hatte

aber im Augenblick noch Arbeit zu erledigen. Nach einem Einsatz gab es immer Aufräumarbeiten, und dieser war ganz besonders schmutzig gewesen. Jackson kehrte aus Fresno zurück, Claudia wohnte weiterhin im Wohnwagen hinter seinem Haus, und Luis bezog eines von Jacksons freien Zimmern. Luis redete sich ein, dass er Jacksons Einladung angenommen hatte, weil er sich kein Motelzimmer mit dem anderen Friedenswächter teilen wollte, aber in Wahrheit wusste er es besser.

Der andere Friedenswächter, ein Dschinn namens Raul, hatte westlich der

Stadt einen Neun-Loch-Golfplatz aufgetan. Der Dschinn liebte jede Art von Sport, und Luis ebenfalls. Eines Abends zogen die beiden nach der Arbeit los, um ein paar Bälle über den Kurs zu schlagen und Dampf abzulassen. Die Löcher waren simpel angelegt und der Platz nicht gut gewartet, weshalb sie schnell die Lust verloren und stattdessen etwas trinken gingen.

Claudia hielt sich an die Anweisung, »sich nicht vom Fleck zu rühren«. Sie verbrachte viel Zeit damit, in Ruhe zu lesen und den Reportern aus dem Weg zu gehen. Meistens aß sie gemeinsam mit

Jackson und Luis zu Abend, wobei ihre Tischgespräche von den neusten Entdeckungen aus der Mine bestimmt wurden. Da keiner von ihnen ein begeisterter Koch war, holten sie abwechselnd etwas zum Mitnehmen aus dem Diner.

Am dritten Tag hatte Luis es satt.

Es gab kein Drama, keine Explosion. Er war es einfach müde, darauf zu warten, dass sich etwas änderte, also ging er in die Offensive. Es war ein gutes Gefühl, endlich seinem Instinkt zu folgen, anstatt sich zurückzuhalten. Außerdem musste er sich ehrlich

eingestehen, dass es ein gutes Gefühl war, vor einer Herausforderung zu stehen.

Er fing mit kleinen Schritten an, indem er sich Claudia in den nächsten Tagen subtil näherte. Wenn sie miteinander sprachen, kam er ihr ein Stück zu nah, drang in ihre intime Zone ein. Als sie ihm beim Abendessen das Salz reichte, griff er ein wenig zu weit und schloss seine Hand um ihre. Er ließ seine Finger über ihre Hand gleiten, bis er den Streuer zu fassen bekam. An ihrer nichtssagenden Miene änderte sich nichts, doch ihre Pupillen weiteten sich,

und plötzlich lag eine dunkle, pulsierende Note der Erregung in ihrem Duft.

Und da war sie wieder, die Verbindung.

Er war klug genug, seinen Triumph nicht zu zeigen.

Claudia ging gern früh am Morgen laufen. Am siebten Morgen kam sie in Laufkleidung aus dem Wohnwagen, das helle Haar hatte sie zurückgebunden.

Er wartete in seiner Wyr-Gestalt auf sie. Als sie ihn im Hof sitzen sah, blieb sie ruckartig stehen, und diesmal sah sie

bestürzt aus. Er wedelte nicht mit dem Schwanz, sondern wartete einfach ab, bis sie sich entschieden hatte.

Langsam kam sie die Stufen hinunter. »Ach, Goldstück«, sagte sie. Aus irgendeinem Grund klang sie traurig. Zum ersten Mal seit Tagen fasste sie ihn freiwillig an, indem sie ihm sanft eine Hand auf den Kopf legte. Alles in ihm konzentrierte sich auf das warme, leichte Gewicht ihrer Handfläche, die auf ihm ruhte. Es war mehr als nur schön, es war etwas Tieferes, Grundlegenderes – es war Trost und Wiedererkennen. Sie kraulte sein Ohr, bevor sie die Hand

wieder wegnahm.

Im Stehen reichten ihr seine Schultern bis zur Taille. Er flog förmlich neben ihr über den Boden, seine kraftvollen Bewegungen völlig mühelos, und eine Zeit lang befanden sich beide in perfektem, fließendem Lauf. Die Farben des Morgens waren so rein und frisch, geradezu vollkommen, und die Luft war beißend kalt. Er hätte bis in alle Ewigkeit so mit ihr laufen können, aber natürlich musste es ein Ende haben, als die Verpflichtungen des Tages riefen.

Als er später, gegen fünf, in Jacksons

Haus zurückkehrte, fand er eine Notiz vor. Jackson war zu einem tierärztlichen Notfall gerufen worden, sie sollten ohne ihn zu Abend essen.

Luis dachte darüber nach. Claudia war an der Reihe, Essen zu holen. Er ging durch die Hintertür nach draußen, klopfte an den Wohnwagen, und im nächsten Augenblick öffnete sie ihm. Die sinkende Sonne schien ihr voll ins Gesicht, fiel auf ihre glatten, schulterlangen Haare und ließ ihre grünen Augen strahlen wie Smaragde. Sie trug Jeans und T-Shirt, und es war verflucht sexy anzusehen, wie sich das

T-Shirt an ihren straffen, schlanken Oberkörper schmiegte. Sein Blick wanderte nach unten.

Sie war barfuß.

Plötzlich war er steinhart vor schmerzhaftem Verlangen.

Er sah wieder zu ihr auf und lächelte.
»Holst du für mich und Jackson Hackbraten zum Abendessen?«

»Klar«, sagte sie. Sie blickte an ihm vorbei zu der leeren Stelle, an der Jackson sonst seinen Transporter parkte.
»Hab gar nicht gemerkt, dass es schon so spät ist. Wo ist Dan?«

»Er kommt bald wieder«, sagte Luis.

Sie nickte. »Gib mir eine halbe Stunde.«

»Aber sicher.«

Er ging wieder ins Haus, um kurz zu duschen und sich ebenfalls Jeans und ein T-Shirt anzuziehen. Dann ging er in den Wohnwagen, um auf Claudia zu warten. Gleich hinter der Tür blieb er abrupt stehen.

Im Laufe der Woche hatten ihre Habseligkeiten nach und nach den Wohnwagen erobert, bis die Anzeichen ihrer Anwesenheit überall waren. Nicht, dass es unaufgeräumt gewesen wäre, sie war sehr ordentlich. Aber da waren

Bücher und Videos, die sie sich aus Jacksons Sammlung ausgeliehen hatte, ihr Koffer, der Laptop, Handy und Ladegerät, die Tarot-Karten.

Bis jetzt. Jetzt war alles zusammengepackt, und sie hatte saubergemacht. Der Laptop war verstaut, und in einer offenen Segeltuchtasche stapelten sich ihre Bücher und das Handy, die Tarot-Karten lagen ordentlich obendrauf.

O Mann, sie rammte diese Wand mit aller Macht wieder an ihren Platz.

Empfindungen tobten in ihm, ein gigantischer, stummer Aufschrei, der

sich wie Säure in seine Knochen fraß. *O nein, das wirst du nicht tun*, sagte er in die Stille hinein.

Nein, das wirst du nicht.

Claudia betrat den Wohnwagen, drei Styropor-Behälter und eine Tüte mit den unvermeidlichen Brötchen in der Hand, und diesmal war sie es, die direkt hinter der Tür abrupt stehen blieb.

Am Ende des Sofas lümmelte sich ungestüme Wut, die ziemlich große Ähnlichkeit mit Luis hatte. Er spielte mit den Tarot-Karten, seine großen, braunen Hände geschickt und flink.

Sie betrachtete seine angespannte Miene und den lodernden Blick. O nein, sie würde sich garantiert nicht in seine Nähe begeben. Sie ging in den winzigen Küchenbereich. »Wo ist Dan?«

»Tierärztlicher Notfall.«

Sie richtete das Essen auf Tellern an und hörte ihm beim Mischen der Karten zu. *Schnapp, schnapp, schnapp*. Sie sah auf den Tisch. Er ließ die Karten mit einem schnappenden Geräusch auf die Platte schنالzen, während er sie zu einem einfachen Bild auslegte, aber offenbar achtete er nicht darauf, was er tat.

Sie sagte: »Du hast schon vorhin gewusst, dass Dan bei einem Notfall ist, oder?«

Sein sinnlicher Mund spannte sich.
»Jupp.«

Das Abendessen verlor seinen Reiz. Sie drehte sich um und lehnte sich ans Spülbecken. »Ich breche morgen Früh auf.«

»Das habe ich mir gedacht, als ich hereinkam und sah, dass du gepackt hast.« Er knallte die restlichen Karten auf die Tischplatte und kam auf sie zu. Er war noch immer nicht dazu gekommen, sich die Haare schneiden zu

lassen, und die Spitzen fielen ihm in die Augen. Die wütende Hitze in seinem Blick blendete alles andere aus.

»Komm mir nicht zu nah«, sagte sie, als er auf sie zukam. Er hörte nicht auf sie, berührte sie aber auch nicht. Es war ein verdammt schmaler Grat, ihr zu nahe zu kommen, ohne es zu übertreiben, und genau auf diesem Grat balancierte er. Er stemmte die Hände links und rechts von ihr gegen die Oberschränke, und seine starken Bizepse wölbten sich, als er das Gewicht auf die Arme stützte und sie ansah.

Ihre Handlungen konnte sie

kontrollieren, nicht aber ihrer körperliche Reaktion auf ihn. Er kitzelte sie aus ihr heraus, bis sie wie Fieber von ihrer Haut aufstieg.

Sanft sagte er: »Es gibt da ein Thema, das wir vor einiger Zeit auf später verschoben haben.«

»Es gibt nichts zu besprechen«, sagte sie und zwang sich, gleichmäßig zu atmen. »Ich bin eine vierzigjährige Menschenfrau, und du bist was? Ein fünfundzwanzigjähriger Wyr?«

»Siebenundzwanzig.«

Ihre Augenbrauen zuckten spöttisch über diesen Unterschied.

»Siebenundzwanzig«, sagte sie. »Du hast dein ganzes Leben noch vor dir, und das wird verflucht viel länger sein als das eines Menschen. Ich hingegen habe den Zenit meines Lebens erreicht, und mein jetziger Zustand wird nicht von langer Dauer sein. Deine Karriere beginnt gerade, ich habe meine beendet. Wir sind vollkommen unvereinbar.«

»Und warum passen wir dann so gut zusammen?«, fragte er flüsternd.

»Das tun wir nicht.« Sie funkelte ihn an. Plötzlich war sie so wütend auf ihn, wie sie es noch nie auf jemanden gewesen war. Sie würde niemals Kinder

haben. Ihr blieben vielleicht noch zwanzig Jahre, vielleicht vierzig, und in all dieser Zeit würde sie altern. Ehe er die ersten ähnlichen Anzeichen des Alters bei sich selbst feststellte, würde sie schon tot sein. »Und ich stehe nicht auf jüngere Männer.«

»Versuch doch, deinen Körper davon zu überzeugen«, sagte er, beugte sich vor und küsste sie.

Und küsste sie. Er war so gottverdammnt geschickt, und das war sein Glück, denn wäre er unsicher gewesen und hätte gezögert, hätte sie die Chance gehabt, ihre Fassung

zurückzugewinnen. Aber so hämmerte das Blut so laut in ihrem Körper, dass sie nicht mehr denken konnte, sondern nur seine köstlichen, sinnlichen, optimistischen Lippen auf ihrem Mund spürte, und diese Lippen bewegten sich mit einem flehenden Verlangen, das er noch nicht in Worte gefasst hatte.

Er küsste sie, als wäre er am Verhungern. Küsste sie, als wäre sie die erste Frau, die er je geküsst hatte, und hey, auch wenn sie wusste, dass das nicht wahr sein konnte, war es ein sehr, sehr schönes Märchen, und gütiger Himmel, es war unwiderstehlich

verführerisch. Bevor sie es verhindern konnte, bewegten sich auch ihre Lippen und sie erwiderte den Kuss.

Wütend. Sie war wütend auf ihn. Auf irgendetwas. Sich in diesen unglaublichen Mann zu verlieben, tat weh wie ein Herzanfall. Sie grub die Finger in sein dichtes, zu langes Haar und zerrte daran. Er löste die Hände von den Schränken und zog Claudia fest an sich, und das flehende Verlangen, das seine hinreißenden, sinnlichen Lippen so gewandt kommunizierten, wurde zu alles verschlingendem Begehren. Als seine Zunge über ihre strich, drang ein Laut

zwischen Stöhnen und Wimmern aus seiner Kehle, und er begann am ganzen Leib zu zittern.

Er sprach ihren Namen an ihren Lippen und zog sich dann gerade so weit zurück, dass sie sehen konnte, wie die Leidenschaft seine Haut verdunkelt und einen zerbrechlichen Ausdruck in seinen Augen hinterließ.

Plötzlich war ihre eigene Verletztheit verschwunden, und sie erkannte das Ausmaß ihrer Dummheit. Das *einmal* und für alle Zeit und die große Liebe – das alles fand nur in ihrem Kopf statt. Er brauchte nicht alles über ihre Gefühle zu

erfahren, aber wenn sie sich dem – ihm – verweigerte, würde sie sich heute Abend einer seltenen, wundervollen Gelegenheit berauben.

»Es ist okay, Luis«, flüsterte sie. Sie schlang die Arme um seinen Hals und zog ihn fest an sich. »Es ist in Ordnung.«

Er ging in Flammen auf. Ließ seine riesigen Hände flach die sanfte Rundung ihres Rückens hinabgleiten und packte ihre Hüften. Zu ihrer Überraschung löste er sich aus ihrer Umarmung. Dann fuhr ihr die Erkenntnis in den Leib, als er vor ihr niederkniete, den Saum ihres T-Shirts anhub und den Verschluss ihrer

Jeans öffnete.

»Jesus«, sagte sie, als er ihren flachen, straffen Bauch küsste.

»Das will ich schon seit Tagen tun. Seit Tagen und Tagen und Tagen.« Sein Atem strich über die winzigen Haare auf ihrer empfindlichen Haut, wie benommen lehnte sie sich an den Küchentresen. Er streifte ihr Schuhe und Strümpfe ab und riss ihr anschließend schwer atmend die Jeans bis zu den Knöcheln herunter. Dann ihre Unterwäsche, bis ihr seidig helles Schamhaar freilag. Sie hatte eine Narbe auf der Hüfte, wo sie einmal mit

feindlichem Feuer in Berührung gekommen war. Mit bebenden Fingern zeichnete er das Mal auf ihrer Haut nach und flüsterte: »Leg dein Bein über meine Schulter.«

Zischend stieß sie einen Fluch aus, denn jetzt hatte er es geschafft, dass auch sie am ganzen Leib zitterte. Auf sein Zureden hin verlagerte sie ihr Gewicht auf ein wackliges Bein, hob das andere an und legte es über seine breite Schulter. Sie sah, wie er ihre intimste Körperstelle anstarrte, die vor Erregung höchst sensibel war, ehe er zu ihrem angespannten, ungläubigen Gesicht

aufblickte.

Dann seufzte er tief auf, so als wäre er in diesem Moment nach Hause gekommen. Er beugte sich vor und nahm begierig und zugleich sanft ihre Klitoris in den Mund, und diesmal konnte sie sich nicht der Vorstellung hingeben, dass er das zum ersten Mal tat. Er wusste nämlich verdammt gut, was er da tat, und er war phänomenal darin.

»Du bringst mich noch um«, stöhnte sie. Tief aus seiner Kehle drang ein beruhigendes Brummen, während er an ihr leckte, knabberte und saugte. Wilde Stöße der Lust durchfuhren sie. Hätte sie

sich nicht am Rand der Küchenspüle und in seinen Haaren festgehalten, sie wäre wahrscheinlich umgefallen.

Vorsichtig ertasteten seine Finger den feuchten Eingang ihrer Vagina, während er sie weiter mit dem Mund verwöhnte. Nach Atem ringend, schob sie ihm die Hüften entgegen. Das würde sie nicht überleben, er brachte sie um, brachte sie wirklich um. Die Empfindungen waren zu intensiv, zu heftig. Zu lange hatte sie keinen Partner mehr gehabt, zu sehr war sie daran gewöhnt, sich selbst Erleichterung zu verschaffen. Er würde sie nie zum

Orgasmus bringen.

Aber dann tat er es doch. Sengend rauschte der Höhepunkt über ihre Nervenenden und entriss ihr einen Lustschrei wie im Fieberwahn.

Langsam zog er sich zurück und legte die Stirn an ihr Schambein, sein Atem ging stoßweise, als wäre er in vollem Lauf. Sie löste die Hand aus seinen Haaren und strich ihm über die Wange, während er ihre Hüften packte und mit seinen rauen Händen über ihre Haut fuhr.

Sie hob das Bein an, das sie über seinen Rücken gelegt hatte, setzte ihren nackten Fuß auf sein Schlüsselbein und

stieß ihn von sich, sodass er rücklings auf dem Boden landete. Dann setzte sie sich auf ihn. Er öffnete den Mund, seinen unglaublich erotischen und sündhaft geschickten Mund, der noch feucht von ihrer Lust war, aber bevor er etwas sagen konnte, senkte sie den Kopf und küsste ihn wild.

Er murmelte etwas tief in der Kehle, hob die Hüfte an und packte sie im selben Moment im Nacken, und jetzt küssten sie sich nicht mehr, sondern verschlangen sich gegenseitig, grob und getrieben von einer wachsenden Begierde, die sich ausbreitete wie ein

Waldbrand. Zeit verbrannte. Beide tasteten nach dem Verschluss seiner Jeans, wollten sich gegenseitig helfen und kamen sich dabei mit den Fingern in die Quere. Als der Knopf endlich offen war, riss er den Reißverschluss auf, und sie schloss die Hand um seine Erektion.

Heiliger Bimbam, auch das war ein ziemliches Riesenvieh. Er würde sie wirklich umbringen. Sie richtete sich ein wenig auf, damit sie an den Rillen seines langen, muskulösen Oberkörpers hinabblicken konnte. Sein Penis war so schön wie der Rest von ihm, mit seiner samtweichen, breiten Eichel und dem

breiten, harten Schaft.

»Oh, Goldstück.« Mit einem kurzen Grinsen sah sie zu ihm auf, und plötzlich verzog sich sein Gesicht zu einem Lachen. Doch als sie ihn streichelte, bis ganz hinunter zu den straff gespannten Hoden, verschwand das Lachen, und er bebte am ganzen Körper.

Als sie ihn zwischen ihre Beine führte, hielt er sie mit zitternden Händen auf. »Kondom?«

Sie schüttelte den Kopf und flüsterte: »Nicht nötig.« Bis Mitte dreißig hatte sie eine Spirale getragen, doch als sie sicher gewesen war, dass sie nicht dafür

gemacht war, ein Kind großzuziehen, hatte sie das Thema mit einer Operation endgültig abgehakt.

Sein Widerstand schwand, und sie setzte sich auf ihn. Kurz dachte sie daran, ihn zu warnen, es jetzt langsam anzugehen, denn diese Muskeln waren die einzigen in ihrem Körper, die sie seit Längerem nicht trainiert hatte. Aber er drang mit solcher Sanftheit in sie ein, und zugleich lag ein so heftiges Verlangen in seinen Zügen, dass sie ein bisschen verrückt wurde und ihr Becken mit einer einzigen, herrlich schmerzvollen Bewegung tief auf ihn

herabsenkte.

Dann war er ganz in ihr, und sie starrten einander an. Durch ein Fenster fiel das Abendlicht herein und tauchte beide in einen Regen aus Gold. Luis zupfte an ihrem T-Shirt, und sie richtete sich ganz auf, um es sich über den Kopf zu streifen und auch den BH auszuziehen. Seine Augen waren vor Staunen geweitet. Ihre Brüste waren nicht groß, und sie hielt sie nicht für besonders interessant, aber er berührte sie mit solcher Ehrfurcht, dass ihre Augen feucht wurden.

Ich liebe dich, sagte sie stumm. Du

unglaublich wundervoller Mann.

In ihrem eigenen Kopf konnte sie nämlich sagen, was sie wollte. Sie konnte alles gestehen, während er sich unter ihr behutsam in Bewegung setzte. Er streichelte ihre Brüste, streichelte ihr Gesicht, und dann fanden ihre Körper auf genau die richtige Weise zueinander, und sie kam noch einmal. Ihre Lust musste auch ihn angespornt haben, denn er packte sie fest an den Hüften, stieß einmal, zweimal kraftvoll zu, und dann stöhnte er auf, als er zusammen mit ihr kam.

Sie fiel vornüber, lag ausgestreckt

auf ihm und rang darum, ihren Atem unter Kontrolle zu bekommen. Er schloss sie in die Arme, und es konnte nichts Vollkommeneres auf der Welt geben als diesen Augenblick, in dem er noch immer in ihr war und sie so fest umschlungen hielt. Er flüsterte ihren Namen.

Er hatte nicht mal sein T-Shirt oder seine Jeans ausgezogen. O Mann, sie war wirklich gut darin, ihre Selbstachtung in die Tonne zu treten. Sie drückte ihm einen Kuss auf seinen heißen, feuchten Hals und dachte: *Ich bin so eine gottverdammte Idiotin.*

Luis wälzte sie auf den Rücken und liebte sie noch einmal. Und dann noch einmal.

Das Lustige daran war, dass sie offenbar noch nie zuvor mit einem Wyr geschlafen hatte, denn sie staunte mit großen Augen über seine Standhaftigkeit und wusste nicht, was seine multiplen Orgasmen zu bedeuten hatten.

Beim letzten Mal hatten sie es geschafft, aufzustehen. Die Sonne war untergegangen, doch das Licht des Tages war noch nicht ganz geschwunden, und endlich hatte er auch die restliche Kleidung abgelegt. Er fegte die Karten

aus dem Weg, beugte sie über den Tisch und nahm sie von hinten.

Er wusste, dass sie am Ende und völlig erschöpft war. Er hatte ihr jeden möglichen Orgasmus abgerungen, und so war dieses letzte Mal reine, begierige Selbstsucht, ein orgiastisches Schwelgen in ihrem großartigen, athletischen Körper. Sie lachte nur, als er so begierig in sie stieß. Sie griff hinter sich, packte ihn im Nacken und hielt ihn fest, während er in ihre Schulter biss und sich knurrend in einem letzten, köstlichen Zucken zusammenkrümmte.

Danach stand er, immer noch nackt, am Küchentresen und aß sein lauwarmes Abendessen, während sie am Tisch saß und mit langsamen, müden Bewegungen die verstreuten Karten einsammelte. Sie hatte sich eine Decke vom Bett geholt und um ihren Oberkörper gewickelt. Ihr Haar war zerzaust, und sie hatte Bissspuren am Hals.

Er starrte auf die Spuren, die er hinterlassen hatte. Er hatte sich mächtig ins Zeug gelegt, und sie hatte ihn angespornt. Auch sie hatte Spuren auf ihm hinterlassen, und er hatte ihre Wildheit geliebt. Zum ersten Mal ärgerte

er sich über seine schnelle Selbstheilung, denn er wollte jeden Kratzer, den sie ihm verpasst hatte, auf seiner Haut tragen.

Götter, er konnte es nicht erwarten, bis sie wieder miteinander schliefen. Wenn Wyr sich paarten, taten sie es fürs Leben, und die Paarungszeit war einige Monate lang wie ein Rausch.

Sie legte die Karten wahllos aufeinander und schob sie beiseite.

»Ich weiß nicht, ob ich alle habe«, sagte sie. Ihre Stimme klang vor Müdigkeit undeutlich. »Ich glaube nicht, dass ich im Moment zählen kann.«

»Wir können später nachsehen«, sagte er und räumte die beiden übrigen Gerichte in den Kühlschrank.

Sie stützte den Kopf in die Hände.
»Luis, ich werde trotzdem morgen Früh fahren.«

Während er darüber nachdachte, was er antworten sollte, ging er auf den Tisch zu. »Ich weiß. Gehen wir schlafen.«

Zufällig fiel sein Blick auf die Tarot-Karten. Obenauf lag Inanna, die Göttin der Liebe. Die handgemalte Karte war wirklich ziemlich eindrucksvoll. Inanna war eine Frau ganz in Gold, deren Streitwagen von sieben Löwen gezogen

wurde.

Er tippte mit dem Finger auf die Karte. O ja, es hatte einen Grund, dass die Göttin so kämpferisch wirkte und von Löwen umgeben war. Manchmal war die Liebe ein Tanz, und manchmal, für manche Leute, mochte sie aus Herzchen und Blümchen bestehen.

Manchmal war sie ein Kampf um alles oder nichts.

Er nahm an, dass die nächste Zeit richtig verzwickt werden konnte. Dafür brauchte er nicht einmal die Botschaft der Tarot-Karten, die er vorhin gelegt hatte. Er wusste bereits, dass er an

einem Scheideweg stand.

Noch blieb ihm Zeit. Er konnte sich von Claudia zurückziehen, er musste sich nicht unwiderruflich mit ihr paaren.

Aber wenn auf dieser großen, verdorbenen Welt irgendjemand die Art von Hingabe verdiente, die er zu geben hatte, dann war sie es. Vielleicht würde er mit Manipulation und Tricks arbeiten müssen, aber er würde verdammt noch mal sein Bestes geben, um sie davon zu überzeugen. Und na ja, sei's drum, wenn man sich einmal für den Weg eines Kriegers entschieden hatte, musste man sich wohl damit abfinden, dass man ein

kurzes Leben riskierte.

Sie würden sich gegenseitig verbrennen, viel zu schnell verbrennen. Aber ihr Feuer würde hell erstrahlen.

Du wirst mich doch nicht hängen lassen, oder?, fragte er die Göttin. Das war wohl eine Art Gebet, nahm er an. Inanna lächelte von der Karte zu ihm auf und schwieg.

Dann folgte er Claudia in die Bettnische und schmiegte sich an sie. Sie barg das Gesicht an seiner Schulter und schlief augenblicklich ein, während er sie den Rest der Nacht im Arm hielt.

Am nächsten Morgen würde es

spannend werden.

Früh am nächsten Morgen brach Luis auf.

»Lebwohl«, sagte Claudia und küsste ihn.

Mit unbewegter Miene erwiderte er ihren Kuss, sehr fest, und sagte nichts.

Sie ließ nicht zu, dass es sie verletzte. Nachdem Luis gegangen war, aß sie einen Teil des Hackbratens vom Vorabend zum Frühstück und warf den Rest in den Müll. Dann machte sie ein letztes Mal Ordnung im Wohnwagen. Sie zählte die Tarot-Karten, um

sicherzugehen, dass sie alle wiedergefunden hatte. Einem Impuls folgend, mischte sie das Blatt und deckte die ersten sieben Karten auf. Kein einziges der Großen Arkana war darunter.

Irgendwie überraschte sie das nicht. Sie legte die Karten in ihre Schachtel, warf diese wieder oben auf ihre Taschenbücher und stellte die Tasche auf den Rücksitz ihres Wagens. Viel später sollte sie sich sehr genau an diesen Moment erinnern, wenn sie in jeder Ritze und Nische des Wagens nach dem Kartenspiel suchten, es aber

nirgends finden würde.

Als sie den Wagen fertig beladen hatte, ging sie zu Jackson und umarmte ihn zum Abschied. Er erwiderte die Umarmung so fest, dass er ihr die Rippen quetschte. »Wage es nicht, für immer zu verschwinden«, sagte er.

»Ich rufe nächste Woche an«, sagte sie. »Und im Spätsommer komme ich dich besuchen.«

Er schmalzte mit der Zunge und knurrte: »Na gut.«

Nachdem sie das Haus hinter sich gelassen hatte, wurde ihr Herz immer leerer, bis sie sich innerlich hohl und

leicht wie Luft fühlte.

Sie fuhr die Straße hinunter, als plötzlich ein staubiger Jeep hinter ihr auftauchte, und nach einem Blick in den Rückspiegel war sie plötzlich wieder randvoll, und wilde Gefühle tobten in ihr.

Verdammt, was hatte Luis vor?

Er folgte ihr in aller Ruhe durch die Stadt. Als sie an einer Zapfsäule vor der Kombination aus Tankstelle, Fastfood-Laden und Casino anhielt, fuhr der Jeep auf den angrenzenden Parkplatz.

Sie schob den Unterkiefer vor, beschloss, ihm keine Beachtung zu

schenken, und machte sich daran, ihren Tank aufzufüllen.

Ein vollbesetzter Greyhound-Bus fuhr auf den Parkplatz. Sie biss die Zähne zusammen und beobachtete resigniert, wie die Fahrgäste ausstiegen und den Tank-Shop betraten. Darunter waren einige kleine Familien, ein paar Rentner, Helle-Fae-Teenager und eine junge Medusa mit Goth-Make-up, die ihre kurzen, dünnen Kopfschlangen für die Reise in ein Tuch gewickelt hatte.

So viel zum Thema kurze Warteschlangen und schnelle Weiterfahrt. Claudia hatte nicht vor,

ohne wenigstens ein paar Flaschen Wasser in die Wüste zu fahren, selbst wenn sie auf einem großen Highway bleiben würde. Nachdem sie getankt hatte, nahm sie ihre Nerven zusammen und ging in den Tank-Shop.

Endlich kam sie mit einem halben Dutzend Wasserflaschen mehr und einigen Nerven weniger wieder heraus.

Draußen lehnte Luis gemütlich an einer Wand in der Sonne, ein Seesack lag zu seinen Füßen. Er trug zerkratzte Stiefel, verwaschene Jeans, ein graues T-Shirt und seine schwarze Lederjacke. Außerdem hatte er eine finstere Miene

aufgesetzt. Claudia betrachtete die Stelle, wo die Haut seines starken, eleganten Halses unter seinem T-Shirt verschwand, und sie wollte ihn wieder beißen, wollte sich an diesem perfekten Körper festkrallen, während sie sich mit ihm vereinigte. Die Götter waren einfach nicht fair gewesen, als sie diesen Mann so verdammt schön gemacht hatten.

Sie riss den Blick los und blinzelte in die Morgensonne. »Was machst du hier, Goldstück?«

Luis sagte: »Ich hatte noch nicht genug Sex mit dir.«

Es dauerte einen Sekundenbruchteil,

bis das zu ihr durchdrang. Kampfbereit wirbelte sie auf dem Absatz herum.

Er sah sie mit einem gemächlichen Lächeln an, das bemerkenswert süß und zugleich unanständig war. Seine Großmutter musste ihn gewarnt haben, dass ihn dieses Lächeln in den Knast bringen konnte – oder bei einer Hochzeit auf die falsche Seite einer Schrotflinte.

Sie verzog das Gesicht. Dann hob sich ihr Mundwinkel unwillkürlich ein winziges Stück. »Ich habe den Großteil meines Erwachsenenlebens in der Army verbracht. Glaubst du ehrlich, du kannst mich mit so 'nem Scheiß schocken?«

Sein Lächeln wurde breiter. Er trat auf sie zu und ließ die Fingerspitze sacht über ihre Wange gleiten. »Ich habe wegen guter Führung und im Dienst erlittener Verletzungen einige Zeit freibekommen. Gerade war ich auf dem Weg zu Jacksons Haus, um es dir zu sagen, aber da warst du schon losgefahren. Ich habe jemanden angerufen, der den Jeep abholen kommt. Mindestens einen Monat lang werde ich nicht wieder arbeiten müssen, vielleicht auch sechs Wochen, wenn ich am Telefon jämmerlich genug klinge. Schätze, das heißt, ich könnte ein

bisschen mit dir rumhängen.«

Zweifel machten sich breit. Sie fühlte sich ungewohnt hin- und hergerissen zwischen dem, was sie so verzweifelt wollte, und dem, was ihr Verstand für das Richtige hielt. »Das ist eine furchtbar schlechte Idee.«

Entnervt sah er sie an. »Habe ich dich nach deiner Meinung gefragt?«

Sie biss sich auf die Innenseite ihrer Wange. Sie brachte es nicht über sich, ihn wegzuschicken, und es war nicht richtig, ihm zu sagen, er könne mit ihr kommen. Sie drehte sich um und marschierte zu ihrem Wagen. So sehr

hatte er sie durcheinandergebracht, dass sie vergessen hatte, die Türen abzuschließen, dabei passierte ihr das sonst nie. Während sie die Wasserflaschen auf den Rücksitz warf und in den Wagen stieg, legte er seinen Seesack auf die Rückbank und schob seinen großen Körper auf den Beifahrersitz.

Claudia schlug die Hände aufs Lenkrad. »Luis.«

Er lehnte sich zurück, ein Bild vollkommener Zufriedenheit. »Halt den Mund und fahr.«

Alle Fahrgäste saßen wieder im Greyhound-Bus, als dieser fünfzehn Minuten später auf den Highway fuhr.

Im Bus öffnete die Medusa ihr neues Päckchen Kaugummi und steckte sich ein Stück Bubble Yum in den Mund.

Ihr war die Fahrerin des alten Wagens an der Zapfsäule aufgefallen, die den Tank-Shop betreten hatte, als sie selbst gerade herauskam. Auf dem Rückweg zum Bus war sie an den Zapfsäulen vorbeigeschlendert, und für einen kurzen Moment war niemand in der Nähe gewesen, bis auf einen heißen Typen neben einem schmutzigen Jeep,

der damit beschäftigt war, in sein Handy zu sprechen.

Eine der hinteren Türen des alten Wagens war unverschlossen. Wenn sich eine Gelegenheit bot oder sie eine Eingebung hatte, verschwendete sie keine Zeit mit Fragen. Geschickt und flink wie eine Katze hatte sie mitgehen lassen, was zuoberst auf der Segeltuchtasche lag, und es ohne hinzusehn in ihren Rucksack gesteckt.

Jetzt griff die Medusa in ihren Rucksack, um nachzusehen, was sie erbeutet hatte.

Sie brachte eine alte, bemalte

Holzschachtel zum Vorschein. So weit, so zum Gähnen.

Der achtjährige Bengel, der seit hundertfünfzig Kilometern darum bettelte, ihre Kopfschlangen streicheln zu dürfen, reckte den Kopf um den Gangplatz herum. »Was machst du da?«

»Nichts, was dich was angehe, Kleiner.« Wenn er sie nicht in Ruhe ließ, würde sie ihn ihre Schlangen vielleicht tatsächlich streicheln lassen und eine von ihnen dazu bringen, ihn zu beißen. Sie machte eine Kaugummiblaste, öffnete die Schachtel, nahm die Karten heraus und sah sie sich an.

Hey, vielleicht waren die ja doch nicht so zum Gähnen.

Vielleicht waren sie sogar ganz cool.

Die Autorin



Autorenfoto: © Antonio Abadia Studio

Thea Harrison ist ein Pseudonym der Autorin Teddy Harrison. Sie begann bereits mit neunzehn zu schreiben und veröffentlicht seither mit großem Erfolg Liebesromane. Derzeit lebt sie in

Nordkalifornien. Weitere Informationen
unter: www.theaharrison.com

Die Romane von Thea Harrison bei LYX

Die Elder-Races-Serie:

1. Im Bann des Drachen
2. Gebieter des Sturms
3. Der Kuss des Greifen
4. Das Feuer des Dämons
5. Das Versprechen des Blutes

Die Rising-Darkness-Serie:

1. Rising Darkness – Schattenrätsel
(erscheint August 2014)

Außerdem erschienen:

Berührung der Dunkelheit (*erscheint
April 2014*)

*Weitere Romane der Autorin sind bei
LYX in Vorbereitung.*

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem
Titel »Natural Evil«
bei Samhain Publishing Ltd., USA.

Deutschsprachige E-Book-Ausgabe Januar
2014 bei LYX.digital
verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften
mbH,
Gertrudenstr. 30–36, 50 667 Köln
Copyright © 2012 by Thea Harrison
Published by arrangement with Teddy Harrison.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30 827 Garbsen.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2014
bei EGMONT Verlagsgesellschaften mbH
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Birgit Gitschier,
Augsburg

Artwork Carolin Liepins, München
unter Verwendung von Motiven von
Shutterstock

Redaktion: Catherine Beck

Satz und eBook: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-8025-9297-3

www.egmont-lyx.de

Die EGMONT Verlagsgesellschaften gehören als Teil der EGMONT-Gruppe zur **EGMONT Foundation** – einer gemeinnützigen Stiftung, deren Ziel es ist, die sozialen, kulturellen und gesundheitlichen Lebensumstände von Kindern und Jugendlichen zu verbessern. Weitere ausführliche Informationen zur EGMONT Foundation unter:

www.egmont.com